

D. G. V.
1113





Dichterische Idole

Heine. Horaz

von

Emil Mauerhof.

Zweite Auflage.



Zürich und Leipzig.

Verlag von Karl Henckell & Co.

[1897]

D. G. V. M 13
to

LANDES-
UND. STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Gotthilf von Osterreich

in herzlicher Freundschaft

zugeeignet

1*



Heinrich Heine gehört zu den Erscheinungen in unserer Literatur, über die es unter Umständen nicht ganz gefahrlos ist, öffentlich ein unbefangenes Urtheil abzugeben. Er theilt diese Eigentümlichkeit mit einem anderen deutschen Dichter, mit Schiller. Man darf über Lessing, Göthe, über Shakespeare, der ja im schönsten Sinne eigentlich zu uns gehört, und über deren Werke in den herabwürdigendsten Ausdrücken sprechen, die Menge bleibt davon völlig unberührt: und nur eine kleine Minderheit vielleicht lächelt verächtlich dazu und — schweigt. Sobald dagegen jemand es wagt — wenn auch in aller Umsicht und Ehrlichkeit — an die dichterischen Mängel der beiden erstgenannten die kritische Sonde zu legen, so entrüstet sich sofort das deutsche Gemüt. Ja, so sehr sind diese beiden der Gesellschaft ans Herz gewachsen, daß letztere für gewöhnlich nur ein Urtheil verträgt, das eitel Vollkommenheit an den Auserkorenen entdeckt und mit vollen Lungen die Fanfare ihres Ruhmes bläst. So mancher mag vielleicht meinen, daß in bezug auf den einen von beiden doch, streng genommen, dem geschilderten Zustande wenig jenes Kampfesgeschrei entspräche, das sich um ihn in dem letzten Jahrzehnt erhoben. Indessen! der Widerspruch ist nur scheinbar, denn er ist lediglich äußerlicher Natur. Diejenigen, welche in Folge der augenblicklich herrschenden Semitenfresserei dem Dichter und Menschen Heine gegenwärtig unter schändlichen Reden ewige Fehde schwören, waren ehemals seine herzlichsten Bewunderer: und die Krankheit des Tages braucht nur zu erlöschen, der abscheuliche Rassenhaß wieder einer reineren Stimmung zu

weichen, und die, welche soeben noch wetterten und fluchten, würden sich alsbald als blökende Schäflein von neuem zärtlich an das Knie ihres wiedergefundenen Hirten schmiegen. Und nicht nur daß dieser gemeine Hepp-heppschwindel vielleicht vorübergehend, doch niemals dauernd jene innige Seelengemeinschaft zu trüben vermöchte, die sich nun einmal unzerstörbar zwischen der Gesellschaft und ihrem erklärten Lieblinge webt: derselbe hat es sogar dahin gebracht, daß eine weitverbreitete und darum so überaus mächtige Presse, die sich seelisch durchaus eins mit ihrem Dichter weiß, gereizt die Herausforderung aufgriff und nun alle nur erdenklichen Mittel daransetzte, den Geschmähten nicht bloß zu verteidigen — nein! ihn zu einem Idol zu erhöhen. So wird ein Dichter zweiter Ordnung urplötzlich über Nacht zu einem ersten Deuter reinsten Menschlichkeit gestempelt. Der Achéron wie der Olympos werden in Bewegung gesetzt, um vor ihm zu bekennen; alternde Sibyllen, à la grecque frisiert, schwingen sich schon, der griechischen Schwester ähnlich, behende über das Rauchloch, um vom dampfenden Dreifuß herab der andächtigen Menge im verzückten Stammeln zu verkünden, daß sein Lied erst die Sonne, und daß vor dieser selbst das Weimariſche Gestirn zu erleichen hätte. Nicht bloß Deutschland — nein! die ganze Welt hallt bereits wieder von den Preisgesängen zu Ehren dieses jüngsten Gottes; und es fehlt nur noch der so schmerzlich vermißte Altar, auf dem sich seine Lichtgestalt, alles andere weit und breit im Umkreise verdunkelnd, erheben soll, um den unzähligen Gläubigen des Erdenrundes auch sichtbar die Stätte zu bezeichnen, wo sie sich sammeln und den Tanz um das wiedererstandene goldene Kalb von neuem in aller Form beginnen können. Einem derartigen Gefühlswrausche gegenüber hat der besonnene Mensch, der sein kühles Urtheil nicht aufzugeben gesonnen, einen schwierigen Stand. Die Mänaden des neuen Kultus werden freilich nicht mehr wie zu Orpheus' Zeiten seinen Körper zerreißen und die zerstückelten Glieder über die Felder streuen — man ist in solchen Angelegenheiten nachgerade

ein wenig gefitteter geworden — aber was die Hände nicht mehr verüben dürfen, das übernehmen dafür seither Zunge und Feder mit ungezügelter Eier. Indessen! eine ehrliche Kunstkritik, die ihrer Sache gewiß ist, wird vor solch' bedrohlichen Zukunftsbildern kaum erbleichen dürfen — ja! man wird sogar von ihr verlangen müssen, daß sie so viel Selbstachtung besitzt, um, gleichgültig gegen alle Stimmen des Unbehagens, lediglich die Ergebnisse ihrer Forschung zu betrachten und diese alsdann auch in wohlüberlegter Weise auszusprechen. Dem Wohlwollen ihrer Leser mag sie sich dabei immerhin empfehlen: und das will auch ich hiermit gethan haben.

Dürfte man den Fanatikern des neues Heiles glauben, so hätte selbst der Weimarische Dichterkönig ihren Gott nur noch unter tiefen Bücklingen und mit den Worten: mein großer Heinrich Heine! zu begrüßen verstanden. In Wirklichkeit haben sich jedoch solche Begegnungen ganz anders zugetragen. Gelegentlich hat Göthe nämlich über Heine folgende Bemerkung gemacht: „es ist nicht zu leugnen, er besitzt manche glänzende Eigenschaft: allein ihm fehlt die Liebe; er liebt so wenig seine Leser wie seine Mitdichter und sich selber; und so kommt man in den Fall, auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Das klingt doch etwas anders als: mein großer Heinrich Heine!

Der junge Heine hatte Göthe sein Buch der Lieder geschickt; drei Jahre später meldet er seinen Besuch an: „ich will gar nicht beschwerlich fallen,“ schreibt er, „will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen.“ Gleichwohl muß die Begegnung bei beiden keine angenehme Erinnerung zurückgelassen haben. Göthe soll — nach der allerdings sehr trüben Überlieferung der Familie Heine — herablassend und freundlich gewesen sein und endlich auch gefragt haben, womit Heine sich im Augenblick dichterisch beschäftige. „Mit einem Faust!“ hätte dieser darauf

geantwortet. Da hätte Göthe gestutzt und in spitzem Tone gemeint: „haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?“ Dieses Gespräch erscheint schon darum unglaubwürdig, als so ziemlich ein jedes Ohr aus der letzten Frage die Mauschelei heraushören dürfte. Auch Heine selbst weiß seinem Freunde Moser davon nichts zu berichten; er schreibt nur: „ich war in Weimar; es giebt dort sehr gutes Bier!“ und zum Schlusse: „ich war in Weimar; es giebt dort auch guten Gänsebraten!“ Göthe wird gar nicht dabei erwähnt. Erst später, von dem Freunde daran gemahnt, läßt sich Heine näher über diesen vernehmen.

„Er ist nur noch das Gebäude,“ schreibt er in einem komisch hohen Tone, „worin einst Herrliches geblüht; er hat ein wehmütiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seitdem ich ihn bemitleide. Im Grunde aber finde ich mich und Göthe zwei Naturen, die sich in ihrer Andersart abstoßen müssen. Er ist von Haus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen ahnt und fühlt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee und immer gedrängt, mich in dieselbe zu versenken: dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden; und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt und mich gewaltsam ergreift und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht besser ist, zu sagen: hinaufzieht. Denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt als Herr von Göthe während seines ganzen 76 jährigen Genußlebens.“

Diese Auslassung ist in doppelter Hinsicht von wirklichem Interesse. Freilich übertreibt Heine hier absichtlich bis zur Ver-

zerrung: denn Göthe einen „leichten Lebemenschen“ zu nennen, ist schlechtthin Tollheit — der Brieffschreiber war eben in übler Laune — dagegen zeichnet er sich selbst in unübertrefflicher Weise. Er heißt sich einen Schwärmer, der selbst sein Leben für eine Idee in Gedanken hinzugeben imstande wäre, doch nie thatsächlich dahin zu gelangen vermag, da er zugleich auf Grund einer klaren Vernünftigkeit, die jede aufopfernde Thätigkeit als Thorheit verachtet und ablehnt, Genüßling sein muß. Und nachdem Heine so die unverwischbaren Grenzen zwischen Idealismus und Schwärmerei für sich — ohne es irgendwie zu empfinden — in geradezu vernichtender Weise abgesteckt hat, beschwört er noch seinen Freund Moser, ihn doch ja nie nach seinen Handlungen, sondern einzig nach seinen Grundsätzen beurteilen zu wollen. „Denn es ist mißlich,“ schreibt er, „daß bei mir der ganze Mensch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundsätze hat Geldmangel oder Überfluß nicht den mindesten Einfluß, aber desto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moser, der Heinrich Heine ist sehr klein. Wahrlich! der kleine Markus ist größer als ich. Es ist dies kein Scherz, sondern mein ingrimmigster Ernst.“ Um diesen charakteristischen Zügen noch einen anderen höchst bedeutungsvollen anzufügen: „die Poesie,“ sagt er einmal, „sei ihm eigentlich immer nur Spielerei gewesen.“ Und als ihm sein Better Schiff nach dem Erscheinen von Le Grand Vorwürfe macht und meint: „das ist ja keine Poesie, das ist Scharlatanerie!“ fragt er ganz betroffen: „giebt es denn eine Poesie ohne Scharlatanerie?“ Fassen wir noch einmal das soeben Vernommene in gedrängter Kürze zusammen!

Göthe hat von Heine gesagt, daß ihm die Liebe im weitesten Sinne fehle; und doch hat sich gerade um diese der letztere sein ganzes Leben lang vor allem anderen bemüht. Heine selbst hat von sich bekannt, daß er für alles Hohe, Schöne, Edle schwärme und auch darin aufgehe, jedoch so lange nur als solches seine Genüßsucht erlaubt — er war mithin unfähig, seinen ange schwärmten Idealen zulieb auch Opfer zu bringen. Der Idea-

lismus bedeutet aber Aufopferung. Es ging ihm folglich jede starke und echte Naturempfindung ab. Endlich noch! er selbst gesteht, daß ihm die Poesie zeitlebens nur ein Spiel des Witzes und eine Welt des Scheines gewesen. Man braucht nichts weiter, um den dichterischen Wert des Buches der Lieder schon von solchen Geständnissen aus vollkommen zu bemessen.

Wo aber sind die unwandelbaren Gesetze aufzufinden, nach denen ein sicheres und doch abfälliges Urteil über eine so viel umstrittene Erscheinung möglich wird und überzeugt?

Denken wir uns sämtlich — nur das schöne Geschlecht sei davon ausgenommen — in unser achtzehntes Jahr zurück, geben wir uns ein mittleres Maß beweglichen Geistes, seien wir verliebt, und wir werden allzumal zu Dichtern werden: so lange bis das lodernde Feuer im Genuß erlischt, oder der ruhige Besitz der Geliebten die Schwärmerei verscheucht. Wäre der männlichen Jugend insbesondere das wohlfeilere Liebesglück weniger leicht gemacht, es würde in unserem Dichterwalde noch ganz anders summen: in der schnell erworbenen Frauengunst und mit der Heirat verstummt für gewöhnlich jedes vordem noch so traum- und redselige Herz.

Sobald die Sprache eines Volkes im dichterischen Ausdrucke den Grad der Vollkommenheit erreicht hat, ist sie damit zugleich Gemeingut aller Gebildeten geworden. An die Rede-weise unserer größten und beliebtesten Dichter von früh auf gewöhnt, haben wir uns dermaßen mit Ohr und Gedächtnis in das Wort einer echten Gefühlswelt, in Vers und Reim hineingelegt, daß wir nur der Einbildungskraft, der leicht erregbaren Sinne des Jugendalters, der Gelegenheit — all' dessen in sehr geringem Maße bedürfen: und die Empfindung wird zum Gedicht. Der aufkeimende Geschlechtstrieb erschließt seinen Blütenkelch. Ein neuer Tag erweckt in den meisten von uns für eine kurze Weile den leidenschaftlichsten Drang all' unserer Lebensjahre; und in der verschämten Begierde, die voreerst noch traum- befangen atmet und zunächst eine jede thatsächliche Offenbarung

scheut, greifen wir unwillkürlich auf das Wort unserer vergötterten Vorbilder zurück, um, in dieser überlieferten Sprache zum wenigsten, unserer Liebe geheimste Lust und verborgenstes Leid zu künden. Von einem wonnigen, aber noch unverstandenen und ungestillten Triebe durchschauert, sucht in ihrer Erinnerung die Empfindung, um sich zu klären, nach jener Liebesprache, die ihr ahnungsvoll schon vordem die anmutigste schien und — ahmt sie nach. Wir sind vorerst lediglich Nachahmer; wir kommen sogar zumeist nie darüber hinaus: denn nur allzubald steht sich die bangende Erwartung, sei's wie es sei, erfüllt, und der liederreiche Mund — verstummt. Allein es giebt Ausnahmen.

Der Liebesfrühling breitet sich über die ganze, auch über die stumpfe Menschheit aus: in diesem Umstande ist es begründet, daß aller Liederfang fast ausnahmslos zuerst mit der geschlechtlichen Liebe beginnt, und daß sich gleichwohl unter diesen jugendlichen Minnesängern nur in ganz seltenen Fällen der wirkliche Dichter bildet; denn wie erwähnt, sind die jungen Leute fertig mit Vers und Reim, sowie nach Schopenhauer „ein jeder Hans seine Grete“ gefunden. Die meisten, nicht alle; es werden immer etliche übrig bleiben, welche es versuchen müssen, die zufällige und sonst so flüchtige Erscheinung als stete Begleiterin an ihre Seite zu bannen: und solcher sind die witzigen Köpfe.

Nehmen wir an, daß unter den Hunderttausenden, die jährlich zur Feier ihrer Mannbarkeit die Sonne, den Mond, alle Sterne und noch andere irdische Dinge mehr in Zoll und Leistung nehmen, sich wirklich ein Duzend und auch darüber befinden mögen, welche nicht so sehr an Tiefe der Empfindung, wohl aber an Phantasie und Verstandeschärfe, den Leidensgenossen voran, das mittlere Maß menschlicher Begabung erreichen: und sofort werden wir damit die Zahl jener gewonnen haben, welche nicht die Leidenschaft, sondern einzig der Witz — esprit — zum Dichten treibt, welche die Gesellschaft oft genug mit Vorliebe ihre Dichter nennt, und die auf ihren naturwahren Empfindungsgehalt geprüft, schwerlich je Besseres als bloße Versler sind.

Rein Beruf, lediglich die Eitelkeit hat solche dazu verführt, der unaufhaltsam fliehenden Poesie die Fußtapfen zu zählen. Witziger und von reicherer Einbildungskraft als die große Masse, mochten sie leicht mit etwaigen Freunden in den Phantazien ihres Liebesfiebers die ursprüngliche Dichternatur entdecken und sich — täuschen. Denn jenes buntscheckige Durcheinander von allerlei Einfällen in bezug auf ein und dasselbe Gefühl bezeugte im Gegenteil, daß es nicht die Liebe und die Tiefe, sondern nur die Liebelei und die Oberfläche war, auf welcher der launische Verstand sein leeres Spiel trieb. Gleichwohl entzückt von dem eigenen holden Bilde, das ihm der vers- und reimumrannte Spiegel entgegenwirft und das er immer von neuem wieder betrachten muß, gelobt sich nun der eitle Jüngling auch über die — Grete hinaus noch um Liebe zu werben und zu klagen, und die — Not beginnt. Denn jene erste traumverlorene Regung der Geschlechtsliebe, die seine frühesten dichterischen Ergüsse wie mit einem Schimmer von echter Poesie umwob, ist dahin: und der junge Mann kennt nur noch im hurtigen Wechsel die Begierde und den Genuß. Wie noch ferner etwas besingen, das als volle Empfindung in ihm gar nicht mehr lebendig wird, und das im ersten Entstehen schon die rasche Befriedigung erstickt? Wie es sicher ist, daß kein echtes Liebeslied zu erstehen vermag, wo nicht der sinnliche Drang das Feuer schürt, ebenso gewiß ist es, daß ein jedes sich gemein und äußerlich ausnehmen wird, wenn sich in ihm nicht die tierische Natur bis zur schönen Menschlichkeit verklärt. Wo solches geschieht, hat es die Leidenschaft der Menschenliebe gethan, die nicht bloß das Geschlecht, sondern mehr noch die Seele umwirbt. Aber gerade diese letztere vertieftste Eigenschaft mangelt für gewöhnlich dem jugendlichen Dichter der Minne, der nach seinem ersten knabenhaften Gefühlsrausche begierig auf immer neue Entdeckungen ausgeht und zuletzt eine jede seelische Empfindung im schnellen Genuße verliert. Die menschlichere Leidenschaft, die erst der reifere Mann mit seiner Liebe voll erfaßt, lernt er überhaupt nicht kennen: so muß denn vorhalten, was ihm noch die Erinnerung

an das lustig prasselnde Strohfeuer seiner Jugend aufbewahrte, und wo diese erlischt, kommen die Tagesbegebenheiten der Tändelei an die Reihe. Man mag es als unumstößliche Wahrheit hinnehmen, daß ein jeder junge Mensch, der sich einzig durch einen Band Liebesgedichte als einen Sohn der Musen auszuweisen versucht, überhaupt kein Dichter und im besten Falle ein begabter Anempfinder ist. Solche haben damit auch zumeist ihre dichterische Laufbahn beschlossen; was nachkommt, hat gar keine Geltung mehr: während umgekehrt bei dem echten Liederdichter erst ein späteres Alter die schönsten Früchte zeitigt. Denn ähnlich wie sich der Tag mit der Sonnenhöhe klärt, so erscheint auch die Leidenschaft des Mannes wie des Weibes in der Blüte des Daseins als tiefinnerste Glut und reinste Wirkung: während die noch schlaftrunkenen Regungen einer jugendlichen Seele verworren und zugleich viel zu ungestüm sind, um sich mehr als nur gelegentlich in vollkommener Art zu bethätigen.

Man erkennt die witzigen Versschmiede vor allem daran, daß sie trotz der leidenschaftlichen Haltung, die sie bei all' ihren gekünstelten Empfindungen anzunehmen belieben, es gleichwohl nie dahin bringen, durch ihr Spiel Stimmung in anderen zu erwecken. Sie haben zuweilen eine Menge bestechender Außerlichkeiten zur Verfügung: Ironie, Spott, Grazie, Verstand, Wohl laut des Wortes — dennoch lagert über allem, was sie immer sagen mögen, die quälende Dumpfheit des seelischen Lebens. Ob dieselben einen wackeligen Stuhl oder die Pein eines liebenden Herzens besingen: das Patschuli des Gefühls umduftet in gleicher Weise die aus dem Leim gegangene Lehne wie den Seelenschmerz; und in dem Auf und Nieder schmeichlerischer Maße und Reime brechen zuletzt auf ähnliche Art Stuhl wie — Herz. Sie sind die Meisterfinger des Handwerks. Freilich begegnet es ihnen nicht selten, daß diese staunenswerte Kunst zum Verräter wird. Denn verführt durch einen großen aber äußerlichen Erfolg, und eitel in der Gewißheit, daß ihrem Worte nichts mehr zu widerstehen vermag, nehmen sie sogar den Wett-

kampf mit den echten Deutern der Leidenschaft auf, franken vor Eifer, endlich auch einmal den Ton echter Empfindung zu treffen, um schließlich dennoch auf der Sandbank des ausgesprochenen Ueberwizes kläglich zu scheitern. Es sind dies die Empfindsamen unter den Meisterfingern. Die Größe ihres Unglücks ermessen dieselben gleichwohl nie: ganz im Gegenteil erachten sie die heroische Anstrengung für einen vollen Sieg und zögern nicht, unaufgefordert und ungerührt, ihr

exegi monumentum aere perennius

anzustimmen — auf deutsch:

Ich bin ein deutscher Dichter,
In deutschen Landen bekannt;
Und nennt man die besten Namen,
Wird auch der meine genannt —

und zu beanspruchen, daß die Welt ihnen Glauben schenke.

Wer es unternehmen wollte, sich aus dem Buche der Lieder die weltliche Erscheinung des Sängers zu schaffen, würde zu einer Gestalt gelangen, wie sie grotesker nicht erdacht werden kann. Ähnlich dem Lateiner Horaz, gleich diesem klein, fett, lüstern und spöttisch — hat auch Heinrich Heine sein ganzes Leben lang nichts anderes als ein lustiges Schweinchen sein wollen, obwohl er mit weiser Rücksicht auf die veränderte Zeitlage, im Gegensatz zu dem römischen Kluglöser, nicht die Lebensfreude, sondern den Seelenschmerz zu seinem Brotstudium machte:

Den Gärtner ernährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Dukaten,
Mich meine — Liebespein.

Ich schrieb bei nächtlicher Lampe
Den Jammer, der — nie traf;
Er ist bei Hofmann und Campe
Erschienen in Kleinktab!

Nicht, daß dieser berufsmäßige Sänger der Liebespein sich dem Genuße in seinen Liedern ganz abhold gezeigt hätte: aber der letztere wird so gut wie ertränkt in den immerwährend stürzenden Thranenbachen, mit welchen der natürliche Sohn des Marjyas und der wollüstigen Fraela, dem Anscheine nach, die Sünden seines vormizigen Vaters zu büßen trachtet. Wir sind wahrlich eine empfindsame Nation, und doch! nicht in hundert Jahren brächten es sämtliche Männer Deutschlands dahin, so viel an salzigem Na zu verschwenden wie dieses Kind des geschundenen Pfeifers in einem einzigen Büchlein Lieder. Während so der gereizte Apollo unablässig seinen Bogen zu spannen scheint, um das Vergehen des dreisten Nebenbuhlers noch in dessen Samen zu rächen, ist Mutterchens Frohnatur derart wirksam in dem kleinen Liebling, daß derselbe bei seinem heftigsten Weh noch immer schmunzeln kann. Schmunzelnd zu weinen — das ist Heinesche Kunst. Ein jeder, der das Buch der Lieder durchblättert, wird vor der Massenhaftigkeit ohnegleichen erstauen, in der hier die Liebe verarbeitet wurde. Der echte Liederdichter schöpft nie anders als aus der Gelegenheit, und die Liebe als echtes Gefühl bedeutet Dauer. Wollte man daher bei Heinrich Heine nach den Gründen dieser ungewöhnlichen Fruchtbarkeit forschen, so käme man dahin, anzunehmen, daß derselbe die Geliebte wie ein Hemd, vom Tage zur Nacht, gewechselt habe. Damit wäre denn auch erklärt, wieso dieser Sänger seine gelungensten Eingebungen nicht von der Liebe, sondern von dem Geschlechtstriebe empfing: denn die Ruhe in der Geliebten zeugt für gewöhnlich keine Lieder. Und in der That wird man Heine dort am ehesten einen Dichter nennen dürfen, wo er aus den Verzuckungen der Wollust heraus seine Leier zu Lobgesangen auf die Geilheit stimmt: solche Gedichte haben und geben Stimmung.

Wunderlich genug und dennoch wahr! Niemals in seinem Leben hat dieser berufsmäßige Minnedichter die echte Liebe bis zur Tiefe der Leidenschaft begriffen; und jahrzehntelang

haben seine Verehrer fassungslos vor dem Phänomen verharren müssen, jemand so entsetzlich leiden zu sehen, ohne daß auch nur der leiseste Grund für solche Qual ohne gleichen zu entdecken gewesen. Da erbarmte sich ihrer Mitleidigkeit das Schicksal in Gestalt eines Briefes, in welchem sich geheimnißvoll angedeutet fand, daß der fünfzehnjährige Knabe seine Base, Amalie Heine, unglücklich geliebt haben — soll! Da hätte man doch lieber gleich bis auf seine Amme zurückgreifen sollen! Schweigen wir daher besser von einer Liebe, die ihm selbst seine Freundschaft und nächste Umgebung niemals recht geglaubt hat.

Heinrich Heine hat in seiner glücklichsten Zeit begehrt und genossen — das letztere zuweilen auch nicht: so begann er sich in Vers und Reim zu versuchen. Das Spiel geriet, und fortan ist der schmachtende Jüngling von der ererbten Eitelkeit wie befaßt, sich der Gesellschaft im weitesten Sinne von allen Seiten und in den berückendsten Stellungen zu zeigen. Glatte Worte und ein behender Witz scheinen dem dreisten Emporkömmling ein genügender Geleitbrief zu dem höchsten Wagnis: und so zögert er denn auch nicht, sich an dem Fuße des Parnassos zu lagern, im Vollgeföhle seiner Mängel, aber mit dem unnachgiebigen Willen, die ungesügte Natur durch erfolgreiche Kunstmittel zu dressieren und zu — steigen. Da seine starke Seele noch jeder Leidenschaft widerstand, so sieht er sich genötigt, den Verlust an lebendigem Gefühl durch ein eingebildetes Wesen zu ersetzen; und damit die Täuschung vollkommen würde und zum wenigsten keine Außerlichkeit den untergeschobenen Balg verriete, zwingt er in sicherster Berechnung dem durchaus künstlichen Geschöpfe die rührende Gebärde der Kindlichkeit auf. Je naiver, desto sicherer vor jeder Entdeckung! Das Gemüt des Sängers so gut wie der Inhalt seiner Gedichte wissen von gar keiner Gemeinschaft mit der ergreifenden Treuherzigkeit der volkstümlichen Dichtung zu berichten, aber in der abgelernten Gangart der letzteren möchten zum wenigsten immer Auge und Ohr beteuern,

die ungekünstelten Bewegungen der Natur selbst wahrgenommen zu haben: die gelungene Frucht des wunderreichsten Nachahmungstriebes! Nachdem so die Sinne geblendet waren, verblieb dem geriebenen Rechenmeister noch als letzte Aufgabe, auch die Seele zu täuschen; und indem er sich zu diesem Zwecke die Maske des Leidens über den Kopf stülpte, war er des Erfolges nicht nur bei sich, sondern auch bei den Menschen sicher. Zweifellos, daß dieser Tausendkünstler auch sich selbst am unwiderstehlichsten erschien, sobald er sein geliebtes Antlitz vor dem Spiegel in leidende Falten legte: was ihn aber vornehmlich für diese Mummerei gewann, war die kaltblütige Rechnung auf den Beifall aller schwärmerischen Gemüther. Eingedenk des Erfahrungssatzes, daß die Menge ein für allemal hinter einer „wahren Leidensmiene“ die erlebnisreichste Vergangenheit einer großen Seele wittert, und insbesondere die mitempfindende Frauenwelt nichts Herzbethörenderes erblicken kann als die schmerzdurchwühlte Miene eines geheimnisvollen Männerkopfes: so litt er infolgedessen unaufhörlich. Man wird nahezu verführt, noch nach einem anderen seiner Ahnen bei unseren alten Griechen zu suchen, so proteusartig ist die Wandlungsfähigkeit, vermöge deren dieser Sänger, unter tausenderlei Gestalten des Himmels, der Hölle, der Erde, kurzweg der ganzen belebten Natur, Gott und den Menschen seine — unsägliche Liebe gleichwohl klagt. Ob er, den zartesten Trieben gehorsam, zu den süßen Herzen durch die Blume spricht und mit Stern und Vögelein um die Wette schimmert und zwitschert, oder, einem wilden Gelüste folgend, Hyänen gleich die stillen Gräber nach geliebten Knochen durchstöbert: allerwegen ist er unsäglich verliebt, allerwegen unsäglich betrübt und selbst als Witzbold noch immer — melancholisch. Was Wunder! daß vor dieser unerschöpflichen Melancholie sich zuguterlezt die Widerstandsfähigkeit zum mindesten eines jeden Frauenherzens erschöpfte. Und eigen genug! ihm, der zeitlebens nur der Komödiant eines seelischen Leids war und alle nur möglichen Grimassen des Welt-

schmerzes wieder und wieder durchprobierte, zwingt endlich ein dankbares Schicksal ein wirkliches, großes, körperliches Leiden auf und ermöglicht ihm so, noch am Ende seines Lebens, die lang getragene Maske abzulegen, ohne jedoch damit seinem frei erwählten Berufe untreu werden zu müssen.

Gerade an einem so leuchtenden Beispiele, wie es Heinrich Heine bietet, lassen sich vielleicht schwer, dafür aber auch um so überzeugender die Gründe nachweisen, wie jemand in der eigenen und ganz besonders in anderer Leute Schätzung zu einem Dichters ansehen gelangen kann, ohne jedoch je ein Dichter gewesen zu sein. Man lese seine Gedichte und fühle ihnen nach, und vor den Augen der Seele wird sich eine Wüste aufthun, welche an Stelle fruchtreicher Däsen die schmachtende Empfindung mit Luftgebilden narrt.

Den naiven Klang des Wortes hat dieser Sänger nur in der Frische seines Vermögens täuschend zu entlehnen verstanden: je älter er ward, desto läuderlicher und frecher wurde der Ton, desto lodderiger die Maße des geschändeten Volksliedes, mit denen sein erheucheltes Gefühl am liebsten spielte. Während der leidenschaftlich bewegte Sinn jeden Wechsel auch äußerlich im Takte zu markieren strebt, hat die Heinesche Muse mit Vorliebe ihre Bewegungen dem Kindlichen nachgemodelt und trippelt, wo sie schreiten sollte: und gerade in diesem Widerspruche zwischen Inhalt und Gebärde und in der Einförmigkeit des Ganges, der ihr so außerordentlich behagt, verrät sich der aufmerksamen Betrachtung zuallererst ihr angenommenes Wesen und die Abwesenheit jeder Natürlichkeit.

Wenn es wahr ist, daß den echten Dichter nur die Leidenschaft macht, und daß diese erzeugerische Kunst sich einzig dort beweiskräftig ankündigt, wo über dem dichterischen Wort jeweilig in dem Gemüte des Zuhörers oder Lesers das volle und klare Bewußtsein genau derselben Stimmung hereinbricht, aus welcher heraus das Lied selbst gesungen wurde — wenn dieses wahr ist, und es ist an dem, so ist auch Heinrich Heine kein

Dichter, denn beinahe alle seine Gedichte sind stimmungseer: und darum hat an ihnen auch nicht die Empfindung, sondern der Witz gearbeitet. Bei jedem rein empfundenen Liede muß man fühlen und zugleich mit eins und ohne Grübeleien wissen, was man fühlte. Die Leidenschaft ist in ihrem Ausdrucke stets licht wie die Sonne, und so auch die Stimmung, die sie erzeugt: wogegen die Empfinderei, die nur künstlich vermittle des Verstandes nachschaffen, aber nicht aus der Fülle des Lebens erschaffen kann, mühsam allerlei Züge einzeln zu einem Gemälde zusammenträgt, das einmal zufällig gelingen mag, tausendmal aber mißlingt, und, wenn mißlungen, in den Linien verworren, in der Farbe nebelhaft, und als Ganzes ohne Leuchtkraft ist. Wem nicht das leidenschaftlichste Gefühl die Seele durchglüht, der wird einen jeden Versuch, die mangelnde Empfindung gleichwohl dichterisch zu gestalten, für gewöhnlich mit Überwitz und Karrikatur beschließen.

Alle solche Ausführungen in bezug auf einen bestimmten Dichter müssen so lange etwas Fragwürdiges behalten, als sie nicht an Beispielen gekräftigt erscheinen. Das Buch der Lieder ist aber überreich an solch' unerläßlichen Proben.

Es ist ein Erfahrungssatz, der durch nichts zu entkräften ist, daß nämlich ein jedes wirkliche, echte Gefühl zu seiner Offenbarung den unmittelbaren Ausdruck von Freude und Leid wählen muß. Die gefühlswarmen Dichter — ob groß, ob klein — haben sich ausnahmslos nur zu dieser Sprache bekannt. Gleichviel ob Adalbert von Chamisso die süßen Geheimnisse einer Mädchenseele enthüllt:

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor —

oder ob Emanuel Geibel dem Liebesglücke eines jungen Mannes
die Zunge löst:

O schneller mein Roß, mit Hast! mit Hast!
Wie säumig dünkt mich dein Tagen,
In den Wald, in den Wald meine selige Last,
Mein süßes Geheimnis zu tragen — —

O könnt' ich steigen mit Jubelschall
Wie die Lerch' empor aus den Gründen
Und droben den roßigen Himmeln all
Mein Glück, mein Glück verkünden — —

So wiss' es, du blinkender Mond im Fluß,
So wist es, ihr Buchen im Grunde:
Sie ist mein, sie ist mein! es brennt ihr Kuß
Auf meinem seligen Munde —

oder ob Ferdinand Freiligrath die Ruhe in der Geliebten
feiert:

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruh'n in trunk'ner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust — —

In unserer Liebe Nacht versunken,
Sind wir entflohn aus Raum und Zeit:
Wir ruh'n und träumen, wir sind trunken
In seliger Verschollenheit —

immer ist es ein — der Seele selbst entsprungenes, in nichts verstandesmäßig erklügeltes, ein von der ersten bis zur letzten Silbe übermäßiges, jedes menschliche Herz mit sich fortreibendes Gefühl, der echten Liebe und Leidenschaft Sprache und natürlicher Gang: und weil so, nur darum einzigste Poesie.

Der leidenschaftlich bewegte Mensch wird als Dichter ausschließlich die Sprache des eigenen Herzens sprechen und notgedrungen vor allem das Verhältnis seines Innern zu der ihn

umgebenden Welt, auf dem Dual und Seligkeit für ihn beruht, deuten müssen. Dieses sich schlechtthin vom Herzen lösende Wort nun vermag die Heinesche Muse nur in ganz seltenen Fällen zu finden. Indem sie selbst nichts oder doch nur wenig eigenes auszusagen hat, und gleichwohl unausgesetzt von sich reden machen will, sieht sie sich genötigt, um Abwechslung in die Monotonie ihres Spieles zu bringen, sich allerlei niedliche Beziehungen der Außendinge zu einander zu erdenken, und da sie selbst kaum lieben kann, so doch diese sich wenigstens lieben zu lassen. So entstehen unter anderem die Liebschaften zwischen Mond, Wasserlilie und Lotosblume. Allein bevor ich mich der Wahl und Betrachtung eingehender zuwende, sei noch schnell eines Götheschen Wortes gedacht.

Der Weimarer Dichterkürst hat sich Zeit seines Lebens nur wenig mit der Kritik abgegeben; planmäßig hat er sie nie betrieben: die Gelegenheit mußte ihn dazu herausfordern, und daß er alsdann nicht ganz zu widerstehen vermochte, ist zu einem wahren Glücke für uns Spätere geworden. So hat er denn auch einmal, durch den Klingklang schöner Verse und deren wichtigen Inhalt dazu verführt, in bezug auf das Lied eine ganz vortreffliche Bemerkung gemacht. Es sei eine Wahrnehmung, die man täglich machen könne — so ist der ungeschähre Wortlaut — daß eine ungewöhnlich große Anzahl Menschen die Kunst fast nur noch sinnlich zu genießen vermögen: es seien dies solche, bei denen Verstand und Empfindung in ausnehmend geringem Maße vorhanden seien; aber auch die geistigere Menschenart sehe sich zuweilen von der musikalischen Schönheit der Verse und Reime derart umstrickt, daß sie einer längeren Überlegung bedürfe, um zu einem abschließenden Begriff über den inneren Wert des Gehörten zu gelangen; in einem solchen Falle nun, wo sich das Ohr des Hörers durch den einschmeichelnden Liebreiz des Wortes völlig unterjocht zeige, sei es wohlgethan, den sinnlichen Zauber von Vers und Reim in einfache Prosa aufzulösen — alsdann habe man den bloßen Ge-

danken und dessen seelischen Wert. Diese Bemerkung bezeugt in der That die feinste kunstkritische Besonnenheit; und das angerathene Mittel ist in Wahrheit um so zweckdienlicher gerade einem Dichter gegenüber, der nach einem anderen Aussprüche Göthe's eben nichts anderes als eine klingende Schelle ist. Derartig vorbereitet, wollen wir denn auch kritischen Blickes die Liebshäften zwischen Stern und Blümelein einer näheren Betrachtung unterziehen:

Die schlanke Wasserlilie
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lüchtem Liebesweh —

Das „lichte Weh“ ist nicht schlecht; und wie die Lilie „träumend emporgeschaut“, fast ebenso gut:

Verjchämt senkt sie das Köpichen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den armen, blaffen Gesell'n.

Es ist nicht recht ersichtlich, warum der gute Mond zu seiner Blässe auch noch arm sein soll — er! der ja in der beneidenswerten Lage ist, sämtliche Wasserlilien des halben Erdenrunds auf einmal ungehindert lieben zu können. Der schlechte Inhalt aber dieses süßen, neckischen Spieles ist folgender. Die schlanke Wasserlilie schaut hinauf und hinunter und überall erblickt sie den Mond, der ihr wehmütige Liebesblicke zuschleudert. Darob möchte die bleiche Wasserlilie schicklicher Weise gern rot werden — aber wie das nur anfangen? Sie weiß es nicht! ich weiß es nicht! vielleicht, daß eines der vielen, kleinen Mädchen es weiß! Bevor jedoch der Dichter arme Blumen in eine so böse Verlegenheit bringt, sollte er es sich vor allem mindestens dreimal überlegen, ob es auch ratsam ist, sie mit dem ganzen Gebahren einer menschlichen Kreatur auszustatten. Ferdinand Freiligrath verfuhr sehr weise, als er in der Blumen Rache die zarten Gewächse erst zu Fleisch und Blut verwand-

delte: so sah die Phantasie des Lesers nur noch Menschen und konnte infolgedessen an deren Thun und Lassen auch weiter keinen Anstoß nehmen. Unterbleibt diese Umwandlung, so muß sich der Dichter durchaus streng an die Lebensart halten, die solch' beschränkten Lebewesen eigentümlich ist — oder er bringt es zu grotesken Vorstellungen:

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

So weit läßt man sich die Sache gefallen. Die Liebhaft des Mondes und der Lotosblume ist zwar von gesuchter Süßlichkeit, aber im ganzen noch sinnig gedeutet. Raum jedoch hat sich diese fromme Blume entschleiert, als sie sich auch schon gehärden muß, als wäre der Teufel in sie gefahren:

Sie blüht und gliht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh'!
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und —

wie es sich bei Heine von selbst versteht, vor

Liebesweh.

Es ist nur gut, daß es eine Blume ist, die vor Liebe und Weh — duftet! Wahrscheinlich muß sie dies, um ihren Gefühlen — da sie trotz aller Fragen, die sie im übrigen der Menschenart nachgeächelt hat, sprachlos bleibt — doch in irgend einer Weise freien Ausgang zu schaffen. Aus dem Weitzstanz dieses mond-süchtigen Gewächses ist unter den Zauberklängen Robert Schumann's der erste, schmerzlich-süße Liebesrausch einer keuschen Mädchenseele geworden: so wird Wort und Unsim mitleidig vom Meer der Töne verschlungen. Aber nicht bloß Mond und Lotosblume, auch Fichtenbaum und Palme lieben sich:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh!
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Ein zärtliches Verhältnis mehr! und dies zwischen Dingen, die sich in keiner Weise nahe zu kommen vermögen — in jedem Falle eine sinnleere Spielerei. Wollte man aber auch solche Dinge als eine Art Allegorie menschlicher Beziehungen zu einander gelten lassen, so müßte man doch zum wenigsten verlangen, daß die Neigung, in der gegenseitig Palme und Fichte, Spiegel und Wasserflasche, Laubfrosch und Kake erglühen, ein sinngemäßes Widerspiel in dem wirklichen Leben des Menschen erfahre: denn nur so erst wäre ein schwächliches, weil lediglich durch den Verstand vermitteltes Mitgefühl möglich. Man mag also angesichts dieser sinnbildlichen Liebe, zu der Palme und Fichtenbaum herhalten müssen, die Sehnsucht zweier Herzen verstehen, die für einander entbrennen und sich doch nie angehören können; man mag sich, um ganz im Bilde zu bleiben, noch des weiteren denken, daß es Menschenseelen giebt, die immerwährend nur einem Ideale bloßer Träume nachschwärmen, in welchem dieselben das Maß ihrer Natur allein wieder zu finden vermeinen — wo wäre aber ein solches natürliches Gleichmaß an Fichte und Palme zu entdecken? Davon abgesehen, erschauert man in Liebe nur nach dem Bekannten; und das zarte Seelensgespinnst zwischen den beiden Bäumen dürfte nur demjenigen ganz ersichtlich geworden sein, der selbst schon einmal als Eskimo in träumendem Liebesdrange die einsam trauernde Hottentottin umfing.

Das war die Empfinderei in Gleichnissen, sie ist nicht minder gelungen ohne die letzteren.

Die Welt ist so schön und der Himmel so blau,
Und die Lüfte sie wehen so lind und so lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au
Und funkeln und glitzern im Morgentau,
Und die Menschen jubeln, wohin ich schau:
Und doch möcht' ich im Grabe liegen
Und mich an das tote Liebchen schmiegen —

Was der Schelm nicht alles zu erzählen weiß! kein wahres Wort daran! Wer in das Grab will, dem hat die Welt längst aufgehört, schön zu erscheinen; von all' der geschilderten Pracht sieht und empfindet er nichts mehr. Heinrich hätte Hamlet fragen sollen!

Und mich an das tote Liebchen schmiegen —
den Teufel auch! die sinnliche Gebärde ist in diesem Falle schlecht-
weg ekelhaft. Doch man lasse es hingehen! Heinrich bessert sich:

Mein süßes Lieb, wenn du im Grab
Im dunkeln Grab wirst liegen,
Dann will ich steigen zu dir hinab
Und will mich an dich schmiegen.

Schon wieder einmal: an einen Leichnam schmiegen! Aber es kommt noch besser:

Ich küsse, umschlinge und presse dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zitt're, ich weine mild —

man wird die milden Thränen eines derartig wilden Mannes nicht ohne ein gewisses Interesse fließen sehen! Denn da das Genie immer Recht haben soll, so ist dieses Naturereignis eine würdige Vorbereitung darauf, daß der glühende Krater auch noch einmal eine kalte Lava speit —

Ich werde selber zur Leiche.
Die Toten stehn auf, die Witternacht ruft —

es wäre schicklicher für die Toten gewesen, erst nach dem Rufe aufzustehen!

Sie tanzen im lustigen Schwarme;
Wir beide liegen in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme —

das wird kaum angehen! Die Geisterpflicht ist stärker als die
Faulheit; ihr müßt beide heraus!

Die Toten steh'n auf, der Tag des Gerichts
Ruft sie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide kümmern uns um nichts —

du freust dich umsonst, guter Heinrich, das widerspricht allen
verbürgten Überlieferungen —

Und bleiben umschlungen liegen.

In diesem überaus sinn- und geschmackvollen Liedchen sollte ohne Frage die Inbrunst einer wahren Liebe gemalt werden, die über Tod und Ewigkeit wie überhaupt über jegliche Macht der Welt triumphiert: und zu diesem Zwecke tauchte der Künstler seinen Pinsel in die gräßliche Brunst des Leichenschänders. Wiederum ist es das scheußliche Gemengsel von sinnlicher Gier und Leichenduft, vor dem die Einbildungskraft wie vor sichtbaren Eiterbeulen erschauert. An solchen Gedichten ganz besonders ist es erkennbar, aus wie leerem Innern Heine seine Welten schuf; und wie stumpf sein dichterisches Auge war, das ihn diese widerlichsten Zerrbilder eines ausschweifenden Witzes nicht in ihrer wahren Gestalt erkennen ließ: so entstanden sie als eine kalte Grubelei, die weder von der Leidenschaft, noch von der Phantasie irgend welchen Segen empfing. Er ist sich oftmals des Eindruckes, den seine Gedichte hervorrufen müssen, gar nicht bewußt gewesen. Als ihm sein Freund Moser einmal schreibt, daß er bei der Lektüre der Donna Klara von Herzen hätte lachen müssen, antwortet der glückliche Dichter: „es ist aber gar nicht scherzhaft gemeint“ — und fügt dann hinzu: „allein es geht mir oft so; ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß es komisch wird“. Hätte Heine nur — ein- gebildete Schmerzen hier gesagt, so wäre die Erklärung voll-

kommen gewesen. Denn sobald der Witz ganz allein sich über die unbekanntenen Gefühle hermacht, wird die Geschichte immer komisch enden. Ein andres Liedchen!

Lehn deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Tränen zusammen!
Und an mein Herz drück' fest dein Herz,
Dann schlagen zusammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unsern Tränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umschließt,
Sterb' ich vor Liebesehnen.

Wer nur dahinter käme — warum das verliebte Pärchen alle Schleusen seiner gangesartigen Tränenflut aufzieht? um das große Feuer zu löschen? Wer nur dahinter käme — warum die beiden sich so innig fest und ganz besonders er die Geliebte so gewaltig umschließt? um seine Liebe zu stillen? Gott bewahre! Er zum wenigsten stirbt darüber. Und die Todesart? Liebesehnen! Wer nur dahinter käme! Adolf Jensen hat zu dem Verse:

Lehn' deine Wang' an meine Wang' —

das Lied einer weltvergeffenen Liebesverückung in Tönen von berückendster Magie gedichtet: so singen wir es jetzt, so hören wir es singen, und über der Allgewalt des elementaren Klanges vergeffen wir alle insgesamt das farbenschreierische Gemälde einer Sahrmarktshude und die bombastische Albernheit des Sinnes:

Wenn ich in deine Augen seh',
So schwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küsse deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar gesund.

Wenn ich mich lehn' an deine Brust
Kommt's über mich wie Himmelsluft;
Doch wenn du sprichst: ich liebe dich!
So muß ich weinen bitterlich.

In einem Wiener Gassenhauer wiederholt sich Strofe für Strofe der Vers:

Söhn S', daos rührt mi, dao muaß i waona.

Der Sänger hat allerlei Gründe für seine Rühmung — wunderliche, es ist wahr; aber man sieht doch: wie und warum. Hier rührt es ihn, wenn ein Grenadier von Weib ein schwächliches, drei Kafe hohes Schneiderlein heiratet; ein andermal, wenn er an der Seite eines neuvermahlten, liebeseligen Paares die Schwiegermutter im Wagen erblickt: „sohn S', daos rührt mi“. Warum aber muß unser Heinrich weinen, sobald die Geliebte ihm — nach all' den vorausgegangenen, so beseligenden Zärtlichkeiten übrigens höchst überflüssig, noch gesteht, daß sie ihn liebe? hat sie ihm vielleicht zugleich mit dem Geständnisse die noch unbezahlte Rechnung der Putzmacherin in die Hand gedrückt?

Söhn S', daos rührt mi, dao muaß i waona!

In Prosa aber würde sich dieses Liedchen ungefähr so darstellen. Ein Knabe sitzt bei seinem Mädchen. „Kind,“ sagt er zu ihr, „ich bin nicht wie die anderen, denn eines geht mir gräulich an die Nerven! Du darfst Blicke in Blicke tauchen, mich küssen, ja selbst drücken“ — „ach! nicht wahr?“ unterbricht ihn die uberjelige, „denn ich liebe dich doch!“ Da krümmt er sich schon tranenuberstromt zu ihren Füßen.

Welche Wichtigkeit, welche Leere der Gedanken, ja! welch' vollkommenen Unsinn spiegelt nicht der Inhalt dieser tönenden Liedchen wieder! und solches dazu nicht bloß außerhalb aller Gesundheit, nein! sogar schon außerhalb aller Menschlichkeit! Und man könnte fortfahren mit solchen Beispielen und die 24 Stunden des Tages würden nicht reichen. Nur auf eine Kleinigkeit sei noch an dieser Stelle die allgemeine Aufmerksamkeit hingelenkt:

Du bist wie eine Blume,
So hold und sohn und rein;
Ich schau' dich an und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
 Auf's Haupt dir legen sollt',
 Betend, daß Gott dich erhalte
 So rein und schön und hold.

Ein vortreffliches Mittel — dieses Liedchen! für alle Männer, die noch vor dem bindenden Schlusse hinter die Sinnesart der Auserkorenen kommen möchten! Man lege es der Dame seines Herzens zur gnädigen Meinungsäußerung vor. Sagt sie: ach, wie dumm! so greife man mit beiden Händen zu, man bekommt eine tüchtige Natur ins Haus; sieht man hingegen die Jungfrau darnach mit — verschämten Wangen vor sich stehen, gleich als erwarte sie jeden Augenblick, daß sich über ihrem Haupte Hände falten sollen, so mag man sicher sein: sie braucht mehr als ein Gebet, nicht um schön, hold und rein zu bleiben — du lieber Himmel, nein! um nur überhaupt erst so zu werden. Alte wie junge verschrobene Geschöpfchen haben von jeher für dieses Erzeugnis der plattesten Gefühlsjeligkeit eine unbegrenzte Schwärmerei gehegt, aber darum werden schlimme Sachen noch nicht besser. Was das Urtheil über den geistigen Gehalt dieses Liedchens ein wenig erschwert, ist der Umstand, daß es sich hier nicht wie bei den früheren um einen bloßen Abergwitz, sondern um eine falsch angewandte Empfindung handelt. Ohne Frage! angesichts einer reinen, schönen, holden Erscheinung vermag uns recht wohl Wehmut zu überschießen, nämlich wenn wir, lebens- und welterfahren wie wir sind, bedenken, was für Leiden ein so herrliches Wesen in dieser unreinen, unschönen, unholden Welt naturgemäß vielleicht noch zu erwarten hat — und wenn Heine dieses Gefühl von trauernder Vorausahnung in seinem Gedichte zum Ausdrucke gebracht hätte, so würde dasselbe wahrscheinlich eitel Vollkommenheit geworden sein. Aber daß wir beim Anblick einer wahrhaft schönen Natur sogleich wehmütig an deren möglichen schmutzigen Fall denken sollten, ist gänzlich ausgeschlossen. Denn das adelige Gemüth weiß, daß alles wirklich Echte unsterblich ist, und kann darum

auch im Anschauen einer holdseligen Unschuld nie etwa anderes als Freude und Entzücken empfinden — wogegen sich die Gemeinheit freilich sofort mit Abneigung oder Haß erfüllt: die Wehmut findet weder hier noch dort irgend welchen Platz, und wir haben es an dieser Stelle lediglich mit einer gräßlichen Frage der Empfindsamkeit zu thun. Das fixe Kerlchen wollte sich auch einmal im Gebete versuchen, und die — Grimasse war fertig.

Der Beispiele seien vorderhand genug! Dieselben sind ausgeratet wohl der Fülle gleichwertiger entnommen, wie sie zumeist als duftigste Blüten die: Blumenlesen — deutscher Dichtung schmücken. Als Gegenstand unserer Betrachtung haben also nicht die schlechtesten Erzeugnisse der Heineschen Kunst gedient, sondern ganz im Gegenteil solche, welche die allgemeinere Schätzung als seine herrlichsten bezeichnet. Wie muß es erst mit jenen bestellt sein, die auch in dem Urtheile der Welt als elend gelten!

Die Muse Heine's ist einer herzlosen, gefällsüchtigen und berechnenden Kofette zu vergleichen, die eine glänzende Partie zu machen gewillt ist und dieserhalb, die Männerwelt samt und sonders zu bethören, ihr biegsames, weiches und doch tönendes Organ mit großem Geschick auf alle jene Laute der Empfindung stimmt, die sie bisher von anderen schon vernommen hatte. Und es ist ihr geglückt! sie hat sich wirklich einen Mann eingefangen, der immerhin schön, stattlich, und keineswegs bloßer Simpel ist. Wie es bei solchen Ehen dann geht: selbst der Verliebteste merkt es mit der Zeit, was er sich da eingeheimst hat und spürt es von Tag zu Tag mehr. Wenn gleichwohl diese alternde Kirke mit ihren bemalten Wangen und gefälschten Liebestränken nicht den ganzen, so doch noch immer einen beträchtlichen Teil ihres alten Zaubers sich bewahrt — worin ist die Erklärung für diese befremdende Erscheinung zu suchen?

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern —

das ist das dichterische Dogma der Gesellschaft im großen, denn diese empfindet nur — der ihr gemäße Ausdruck ist daher eine Mischung von gepfeffertem Sinnenreiz und nebelhafter Schwärmerei: während die Leidenschaft jede seelische Bewegung bei kräftigster Sinnlichkeit in ganz bestimmte, scharfumrissene, klare Gedanken prägt. Daß der Heineschen Muse jenes süß-tönende Wort, dem — Gedanken fern steh'n, in ganz ungewöhnlichem Maße zu eigen ist, haben die schon gelieferten Proben zur genüge bewiesen. Allein es ist noch ein anderer Umstand, der weit mehr als der erwähnte für die Verbreitung des Heineschen Namens von wirksamster Bedeutung gewesen, und dieser ist: daß die Meister einer schwesterlichen Kunst die glitzernde, aber inhaltsarme Schale solcher Liedchen für würdig genug erachteten, um in sie die ganze Dämonie ihrer übervollen Herzen zu ergießen.

Die Musik ist eine so selbstherrliche Erscheinung, daß sie zu ihrem Verständnisse des Wortes gar nicht bedarf: nur im Gesange kann sie desselben nicht entraten; doch auch hier legt sie lediglich unter, aber folgt ihm nicht. Sobald nun diese einmal den Ton der Empfindung bestimmt hat, wird sie auch die Melodie, wosfern Kunst dabei im Spiele ist, nach ganz eigenen Gesetzen und in einheitlich geschlossener Stimmung entwickeln. Als völlig gelungen, muß sowohl das gesprochene wie das gesungene Lied ein einziges, klar bestimmtes, in sich harmonisches Gefühl zum Ausdruck bringen. Es möchte selbstverständlich erscheinen, daß demnach gerade die Erzeugnisse des größten dichterischen Genies den Musiker am ehesten dazu verführen müßten, jene mit feinen Tönen zu verweben. Und in der That! stünden beide bezüglich ihrer Kunst auf gleicher Höhe, so würde sich zum erstenmal Wort und Ton vollkommen decken. Aber träfe es sich auch, daß sich dieselben in der Darstellungskraft ganz begegneten, so ist doch schwerlich anzunehmen, daß zwei Künstler sich in ihrer seelischen Verfassung je bis zur Einheit näherten: und die verlockende Aussicht wird zu einer

Aufgabe zum Verzweifeln. Denn soll es dem Tonkünstler ohne Fehl gelingen, so müßte ihn nicht bloß die gleiche Empfindung, sondern diese ihn auch in genau derselben Stärke und Schönheit wie den Dichter bewegen. Daher kommt es, daß die herrlichsten, liederartigen Blüten der Poesie sich dem Musiker insofern abhold zeigen, als derselbe sie in seinem Werke vollauf nie erreichen kann. An den Götheschen Gedichten sind selbst die gelungensten Versuche gescheitert. Es wird immer unmöglich bleiben, zu Worten wie

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch —

die gleichwertige Melodie zu finden. Häufig sind die Gesänge herrlich, zuweilen sogar bezaubernd, im Vergleiche aber fast immer etwas anderes und darum niemals — gleich schön. Es würde sich ähnlich umgekehrt verhalten, wollte der Dichter einer freigeschaffenen Melodie Worte nachträglich unterlegen. Dem Triumphe der Tonkunst ist darum am besten gedient, wenn sich dieser der Text so unselbständig wie möglich mit nur ungefährrer Deutung anschmiegt; je schattenhafter hier der Hinweis, desto rücksichtsloser kann sich die Leidenschaft jener gebärden und wird, wenn sie auch zu guterlezt mehr, besseres und anderes aus sagte, als der Versler verzeichnete, nur damit berichtigt und ausgeführt haben, was der letztere beabsichtigte und verfehlte. Solchen Bedürfnissen der Alleingewalt kommt das Heinesche Lied mit seinem Gefühlsdunkel und glatte stem Wortgefüge in bereitwilligster Weise entgegen:

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwall,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen liebevoll
Zielen die Tränen nieder —

was rührte sie? der Sonnenuntergang?

Ich sah sie fallen auf deine Hand
Und bin auf's Knie gesunken —

für die Verhältnisse zu sehr à la cour de Louis quinze!

Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Tränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen.
Mich hat das unglücksel'ge Weib —

wie so unglücklich?

Bergiftet mit ihren Tränen —

warum sich verzehren, warum sterben, da das liebevolle Weib
doch in der Nähe ist? Was geht da überhaupt vor? Das sind
alles Fragen, auf die ein Windbeutel freilich keine Antwort zu
geben braucht: dafür aber hat auch niemand anders nötig, daraus
klug zu werden. Aus dieser Welt nebelhafter und widerspruchs-
voller Erscheinungen hat sich Franz Schubert zum Grundtone
eines gelegentlichen Schöpfungsdranges das Verslein:

Die Seele stirbt vor Sehnen —

erlesen, und darüber, gleichgültig gegen alles andere, sofort mit
den ersten, langgedehnten Akkorden seines Gesanges das Hohe-
lied der ungestillten Sehnsucht begonnen und ausgefungen. Und
in ähnlicher Weise geht es weiter, Lied um Lied, so gut wie
ohne Ausnahme:

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht —
nun dann ja erst recht nicht! denn kein Herz bricht vor Groll —

Ewig verlor'nes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traume —
Mauerhof, Dichterische Idole.

also nur geträumt? und das soll Wissen, die zweifellose Bestätigung einer vorangegangenen Meinung sein?

Und sah die Nacht in deines Herzens Raume,
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frißt —

was für eine Schlange? die der Bosheit? der Falschheit? oder sind Gewissensbisse hier gemeint?

Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

Wer diese Verse ganz unbeeinflusst liest, sieht wie in einem schreckhaften, mit allerlei gespenstigen Bildern angefüllten Raum. Keine einzige Stimme, die menschlich vernehmlich zu seinem Innern spräche. Dagegen höre man die Musik Robert Schumann's, und sofort setzt sich diese verstandeskühle und wenig sinnvolle Schilderung wie in die brennendste That um. Sämtliche Schlangen der Grimmen sind auf einmal lebendig geworden, und der gellende Schrei eines zerfleischten Herzens zerschneidet in steigender Qual die bang aufhorchende Luft. Aus dieser seelischen Erschütterung, in die uns die Musik geworfen, fällt begreiflicherweise auch ein Strahl auf das ohnmächtige Wort des Dichters; und wir wähen darum oft genug die unbedeutende Erscheinung des letzteren in den Zügen eines Höheren wiederzuerkennen.

Auf Flügeln des Gesanges
Herzliebchen trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges —

warum denn in die Ferne schweifen? denn das Gute liegt vielleicht

Auf der anderen Seite des — Ganges?
Da weiß ich den schönsten Ort.

Da liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Beilchen kichern und kosen —

wie ausgelassen das bescheidene Weilschen am Ganges geworden ist!

Und schau'n nach den Sternen empor —

warum nur gerade die Weilschen, fichernd und kosend, so dreist zu den Sternen emporschau'n müssen? ah, ganz natürlich! denn

Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr

Es hüpfen herbei und lauschen
Die klugen, frommen Gazell'n —
Und in der Ferne rauschen
Des heil'gen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Lieb' und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

Das ist doch ganz gewiß eine recht anmutige, wenn auch hin und wieder etwas abgeschmackte Verstandeständelei! Viel Gescheidtes läßt sich dabei kaum denken, und noch weniger läßt sich dabei etwas empfinden. Das ändert sich jedoch sofort, sobald Felix Mendelssohn-Bartholdy den Takt zu schlagen beginnt; und seinem Rufe widerspruchslos überantwortet, glauben wir in der That auf seinen Tönen wie auf den Wellen eines traumhaften Liebesglückes selbstvergeffen dahinzugleiten.

Die unübertreffliche Leichtigkeit und der melodische Fall des Heineschen Wortes mußten natürlich zu jeder Zeit und werden auch nach wie vor die Neigung der Liedichter herausfordern. Ob vollkommener Sinn, ist nebensächlich. Natürlich sind jene auch für diesen von Herzen dankbar. Fehlt derselbe aber, so läßt sich auch ohne ihn auskommen. Gedankenschwere aber wäre eher unbequem. Die Musik verlangt nur einen ungefähren Hinweis; darnach aber für sich die schrankenloseste Ungebundenheit, wenn sie schöpferisch walten soll. Wo der gedankliche Inhalt des Wortes sie zu sehr bindet, wird sie zur Sklavin und ermattet leicht. Die Hauptsache für sie bleibt: weichster, biege- und schmiege-

famer Redefluß bei ungefährrer Andeutung eines irgendwie brauchbaren Gefühls. Was in der Poesie zu wenig wäre, genügt dafür der Musik. So ist denn auch das Buch der Lieder mit der Zeit zu einer wahren Schatzgrube der Tonkunst geworden, und so erklärt es sich auch zugleich, wie die ganze musikalische Welt zum wenigsten gänzlich unter dem Banne jener seelenvollen Tonwesen steht, zu denen größere Meister denn er seine seelenlosen Wortgebilde belebten. Wir alle wännen lediglich den Dichter zu kennen; und wir alle kennen ihn zum allergrößten Teile nur aus der Musik. Dieser Umstand hat seine Bedeutung in unserer Vorstellung fälschlich bis zu einem Grade erhöht, daß es heutzutage einer starken kritischen Anstrengung bedarf, um sich und anderen den völligen Ungrund dieser übertriebenen Wertschätzung klar zu machen, und um wieder auf das wohl abgemessene Urteil Göthe's zurückzukommen, der als erster von ihm als von einer „klingenden Schelle“ sprach.

Allein der Weimariſche Weiſe hat nicht bloß zu urtheilen, er hat auch zu belehren verstanden.

Wer, in den zahlreichen kunstphilosophischen Lehrbüchern unserer und auch vergangener Tage nämlich, selbst nur nach halbwegs brauchbaren Maßstäben zu dichterischen Erscheinungen suchen wollte, der würde sehr bald, aufs bitterste enttäuscht, die erste Gelegenheit wahrnehmen, um sich diesem Chaos ganz platter und unzulänglicher Schulbegriffe zu entziehen, und um Gott zu danken, daß es noch ab und zu große Dichter gegeben hat, die Zeit fanden, sich gelegentlich auch einmal über das Wesen ihrer Kunst auszusprechen. Ein einziges, wohlüberlegtes Wort Göthe's wiegt sämtliche akademische Abhandlungen dieses Jahrhunderts auf. Ihm und Lessing verdanken wir neuerdings so gut wie alles, was wir an sicherer Erkenntnis in bezug auf die Poesie besitzen, vornehmlich aber ihm, dem mit Recht sogenannten Weimarer Weisen. Es sind nur gelegentliche Äußerungen, die er uns hinterlassen hat — nicht alle gleichwertig, denn ihn haben zuweilen Stimmungen in keineswegs glücklicher Weise beeinflusst

— aber, wenn man all' das, was sich bald in seinen Romanen, bald in Abhandlungen, bald in Gesprächen und Briefen an tiefstem Erfassen seiner Kunst vorfindet, umsichtig zusammenstellen und gruppieren wollte, so würde man damit in der That vielfach die solidesten Grundpfeiler zu einem verständigen und verständlichem Lehrgebäude erhalten haben; und zu jenen grundlegenden Aussprüchen, die fast den Anschein von Alltäglichkeit haben und doch eine volle Weisheit bedeuten, gehört auch jenes Wort: mir hat das Gesunde immer als das Klassische, das Ungesunde als das Romantische erscheinen wollen.

Göthe hatte bei dieser Betrachtung, wie natürlich, nur die Empfindung im Auge. Der Urgrund aller Empfindung ist der Wille, der einem Ziele zustrebt. Zur Erreichung des Zieles bedarf es der Mittel. Das Ziel wird erreicht oder verfehlt: die Folge davon ist Lust oder Unlust. Der Wille, die Mittel zum Zweck, und Lust oder Unlust sind in der That die einzigen Pole, um welche unabänderlich alle Empfindung kreist. Wenn nun der Wille oder das Verlangen volle Natürlichkeit atmet; die Mittel zum Ziele durchaus zweckdienlich sind; Lust und Unlust den Charakter der Vernünftigkeit an sich tragen: so ist ein solcher Zustand nach Göthe ein gesunder. Und wenn dieser selbe Zustand sich in dichterischen Bildern wieder spiegelt, so ist dies — ganz naive, gesunde d. h. klassische Poesie; und das umgekehrte ist — empfindsame, ungesunde d. h. romantische Poesie.

Die Beispiele zur Lehre müssen wir schon, da es sich um den fruchtbarsten Minnedichter aller Zeiten handelt, ausschließlich auch dieser Gefühlswelt entnehmen. Wenn beispielsweise ein zwanzigjähriger Süngling sich romantisch in eine sechzigjährige Matrone verliebt, so empfindet dies ein jeder von uns als ungesund. Wenn ein Prinz — wie im Märchen — ein reizendes Gänsemädchen heiratet, weil dieses ihm eben am besten von allen Frauen unter der Sonne gefällt, so zeigt das eine klassisch gesunde Empfindungsweise an; wollte er sich dagegen mit einer verwachsenen und böshaften Kunigunde, die er zudem noch ohne Einschränkung

abscheulich findet, versprechen — bloß weil sie angeblich blaublütig ist — so würde er sich damit als Romantiker und an Gemüt wie Verstand gleich krank erweisen: denn die etwaigen Mängel der ersteren lassen sich leicht beseitigen, die der letzteren trotz jeder Kur. Wenn ein Bursche das gesuchte Schätzchen endlich in den Zweigen eines Baumes erspäht und er klettert desgleichen hinauf, so ist dies nur zweckdienlich und gesund: wollte er hingegen erst eine Axt holen, um den Baum zufällen, oder gar so lange warten, bis das Liebchen ihm schlastrunken von selbst auf den Kopf fällt, so hätte er damit nur den klassischen Beweis erbracht, daß gerade er es ist, der völlig romantisch auf den Kopf gefallen. Wenn ein Männlein ein gar zu entzückendes Fräulein am jenseitigen Ufer erblickt und er schwimmt ohne Besinnen hinüber, so ist solches in doppeltem Sinne gesund — wollte er aber, mehr einer fassungslosen Henne ähnlich, erst auf die Brücke oder den Nachen warten, der ihn trocken hinüberträgt, so dürfte sich unterdeß ein Gefünderer als er die Göttin längst heimgeholt haben. Wenn ein Verliebter die Heißgeliebte endlich in den Armen hält, so hat er nur ein Recht, nämlich überglücklich zu sein — und das ist fraglos gesund: wenn er hingegen romantisch eine Legion von Wehmutstränen dabei verschluckt, so kann solches doch nur äußerst ungesund sein. Wenn ein Bewerber die Umworbene nicht erhält, so schlägt er vielleicht den glücklichen Nebenbuhler tot, oder aber er faßt sich und entsagt — wofern er moralischer Sinnesart ist — und beides ist unter Umständen schlecht und recht: wollte er hingegen wehleidig von dannen traben, wehleidig einen derben Strick kaufen, um sich dreimal wehleidig damit romantisch an den nächsten Nagel zu hängen, so wäre das ohne Zweifel höchst ungesund: denn so lange er und sie leben, hat er noch immer Hoffnung gleichwohl zu seinem Ziele zu gelangen u. s. w. Der leidenschaftsvolle Mensch kann nicht immer alles erreichen, was er wohl möchte, aber dann darf den Fehlschlag weder sein Wille noch seine Vernunft verschuldet haben. Die Kraft und Gesundheit des Gefühls drängt unaus-

weichlich zur Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande und giebt hierfür auch unausbleiblich die zweckdienlichsten Mittel an. Es war notwendig, daß Odysseus an den Mast gebunden wurde, oder er hätte sich zu den verführerischen Sirenen ins Wasser stürzen müssen — und das wäre gut so gewesen. Und der Göthesche Fischer sinkt an den Busen des schönen Weibes und versinkt mit ihr: und es würde übel sein, hätte die Sache einen anderen Ausgang genommen. Und nun messe man an dieser Gesundheit der Empfindung die berühmte Lorelei des großen Heinrich Heine.

Ich habe soeben den Götheschen Fischer genannt:

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran;
Sah nach der Angel rüthevoll,
Kühl bis ans Herz hinan —

ich darf es mir versagen fortzufahren; jedermann kennt die Dichtung, und wer sie einmal kennen gelernt, dem wird sie nie wieder aus Seele und Ohr entschwinden. Vollkommneres als dieses Gedicht hat die echte Kunst überhaupt nichts aufzuweisen! Denn so wundervoll ist hier die Eintracht, in der sämtliche Erscheinungen dieses dichterischen Gemäldes zu einander stehen — Szenerie, Handlung, Stimmung erscheinen so innig und untrennbar, so im höchsten Sinne vernünftig ineinander verwoben: kein störender Zug darin! keine Farbe, die disharmonisch zu wirken vermöchte! so daß es ganz unmöglich sein würde, auch nur ein Wörtchen zu entfernen oder durch ein anderes zu ersetzen, ohne dieser seltensten Harmonie, zu der sich hier Verstand und Seele in unnachahmlichen Ausdrücke vermählen, unverwindlichen Abbruch zu thun.

Dem gegenüber nun die Lorelei:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus uralten Zeiten —
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Schon der Anfang ist ein voller Triumph der Empfindsamkeit und ein Zeugnis der Schwäche. Der machtlose Dichter versucht schon im Voraus eine Stimmung anzuregen, die das Liedchen für sich allein mit seinem schwächlichen Inhalte gar nicht zu erzeugen vermag, ja! deren Gegenteil sonst so gut wie gewiß ist. Dann heißt es:

Die Luft ist kühl!

Das ist wunderbar. Die Schwüle der herrschenden Atmosphäre würde weit eher: warm! oder doch zum mindesten: lau! verlangen. Dazu ist es noch windstill! denn

— ruhig fließet der Rhein.

gleichwohl kühl! Da wird sich der Schiffer im kleinen Schiffe einen Schnupfen holen müssen, zumal er stark erhitzt ist.

Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzt
Dort oben wunderbar:
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme —

Es ist unbegreiflich viel Gold um diese Jungfrau: und das paßt nicht zur Szenerie, nicht an den Rhein. Daß die Jungfrau goldenes Haar hat und dieses auch mit einem goldenen Kamme kämmt, kann man sich noch gefallen lassen, obschon Zeit wie Ort für eine solche Beschäftigung etwas Befremdliches haben — aber daß sie sich auch daneben noch mit allerlei Gold behängt, bringt sie in den Verdacht, eher eine Tochter des Orients als eine liebreizende, deutsche Hexe zu sein. Indessen! sie singt, und ihr Lied

— hat eine wunderfame
Gewaltige Melodei.

Wunderfame ist gut; gewaltig — dagegen ganz schlecht: denn der Gesang in Frage soll ja verführen, aber nicht vergewaltigen.

Wer die Herzen und Sinne seiner Zuhörer berücken will, wird nicht mit Pauken und Trompeten angefahren kommen.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh —

Das heißt doch die Lage über alle Gebühr verkennen! Ein Schiffer im kleinen Schiffe erblickt auf einer Anhöhe des nahen Ufers ein bezauberndes Weib, das ihn doch vorerst nur mit dem heißesten Verlangen erfüllen kann. Was läge nun näher, als rechts oder links von den Riffen zu landen, den Berg hinauszueilen und dieses entzückendste aller Wesen sofort an sein Herz zu drücken: denn einen Weg dahin wird es doch wohl geben, da ja auch unsere Jungfrau sich auf dem Gipfel desselben schon bequem gemacht hat. Anstelle dessen verfällt der junge Mann in ein ganz unerklärliches, aber echt heinesches, wildes Weh, starrt so nur noch in die Höh' und wird so wohl auch endlich noch in den Strudel geraten. Könnte man hier nicht mit vollem Rechte das Verslein zitieren:

In dem Nachen sitzt ein Greis,
Der sich nicht zu helfen weiß?

Zu Gunsten des Liedchens spricht unbestreitbar der weiche Fluß der Rede. Selbst dem verwöhntesten Ohre werden die einschmeichelnden Laute wie wahres Labfal erscheinen; und der leis wellenartige Takt, in dem sich hier das Wort bewegt, dürfte nur in den seltensten Fällen ermangeln, den Lauscher in jene träumerische Stimmung zu versetzen, in der ein solcher freilich nicht mehr zu denken pflegt. Sobald sich jedoch dieser auch noch hierzu versteht, ist es mit dem Zauber freilich sofort vorbei und die ihrer selbstbewußte Empfindung wird kaum an einer Strofe vorüberkönnen, ohne begründetes Argerniß an allerlei willkürlichen, abgeschmackten und sinnleeren Einfällen zu nehmen. Denn so schmeichlerisch auch der Laut — der Ausdruck im weiteren Sinne ist von erlesener Gewöhnlichkeit geblieben. Es ist ja ganz gewiß eine Grausamkeit, neben dieser plunderigen Lorelei fortwährend auf den herrlichen Fischer zu verweisen.

Aber erstens besteht eine Art von Verwandtschaft in beider Begebenheit, und zweitens ist der Hinweis eine Nothwendigkeit geworden, seitdem literarische Trottel die Dreistigkeit gefunden haben, als ebenbürtige beide Dichter miteinander zu vergleichen. Was Heine in seinem Gedichte sagt, ist nackte Alltäglichkeit: das kann, von Vers und Reim abgesehen, ohne jegliche Anstrengung ein jeder sagen. Was und wie Göthe dagegen spricht, das und so vermochte nur Einer in der ganzen Welt zu sprechen. Heine versteht nur prahlerisch von der gewaltigen Melodei seiner Lorelei zu berichten. Goethe prahlt gar nicht, und läßt dafür lieber das Weib selbst singen:

Lobt sich die liebe Sonne nicht,
 Der Mond sich nicht im Meer?
 Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
 Nicht doppelt schöner her?
 Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
 Das feuchtverklärte Blau?
 Lockt dich dein eigen Angesicht
 Nicht her in ew'gen Tau?

Klingt das nicht, als wäre die Muse der Poesie selbst vor uns erschienen? Auf die gewaltige Melodei der Lorelei antwortet der Schiffer im kleinen Schiffe mit einem — wilden Weh und einem — stummen Blick in die Höh! wovon das eine albern, das andere nichts sagend ist. Als jedoch der Fischer das schöne Weib vernommen hatte, da

Wuchs ihm sein Herz so sehnsuchtsvoll
 Wie bei der Liebsten Gruß.

Ist das nicht bei aller Herrlichkeit des Ausdruckes nur selbstverständlich, ganz natürlich und völlig gesund? Der Vorgang in Göthe's Fischer ist lebendigste Handlung, die sich in einem klaren, einheitlichen, scharfumrissenen Bilde abspielt; alles drängt sich auf das Wesentliche zusammen, nämlich den Gesang; und das Weib singt so, daß keiner von uns zu widerstehen vermöchte. In der Lorelei besteht der Vorgang in einer schwäch-

lichen Schilderung, das Bild selbst in verschwommener Zerrissenheit; von der Hauptsache, dem Gesange, bekommt man nichts zu hören — dafür wird uns die goldene Pracht der Jungfrau nachdrücklich zu Gemüte geführt; zwar verlautet es: das Singen hätte Rahn und Schiffer zum Sinken gebracht, aber man steuert doch nicht mit den Ohren und hört mit den Augen — so war es am Ende doch vielleicht das viele Gold, dem die qualvollen, stummen Blicke des jungen Mannes galten? Diese Erklärung wäre die nächstliegende.

Was übrigens den Sänger der Lorelei anbetrifft, so ist dies gar nicht Heine, sondern Friedrich Silcher; auch ist das Heinesche Liedchen kein uraltes Märchen, ganz im Gegenteil eine neueste Erfindung von Clemens Brentano, die zwar langatmig, aber sonst in jedem Betracht sinnvoller ausgefallen ist als die spätere Bearbeitung. Jemals bekannter zu werden, hat diese letztere in keinem Sinne verdient, und wäre es auch nie geworden, hätte ihr die Tonweise Silcher's nicht Schwingen geliehen, um über Gebirg' und Meer zu fliegen. Damit soll keineswegs der größere Ruhm der Melodie verkündet werden — letztere ist vielmehr echter, rechter, empfindsamer Bänkelsang, nicht von der rohesten Art, aber doch noch bis zu einem Grade Bänkelsang, daß eben die ganze Welt ihn ohne Anstrengung nachzusingen vermag. Darin wurzelt die weltweite Verbreitung des Liedes. Die Bekanntschaft mit ihm hat sich alsdann bei einem Besuche der gepriesenen Rheinufer noch weiter belebt und romantisch erhöht, und es bedurfte zuletzt einzig des Denkmalstreites, um die ganze stolze Garde der Empfindsamen zu veranlassen, sich um ihren Liebling als den — Dichter der Lorelei lärmend zu scharen und die letztere mit einer Art von Berechtigung als sein herrlichstes Werk aus unermüdlchen Lungen zu feiern. Wie man Göthe den — Dichter des Faust, Shakespeare den — Dichter des Hamlet nennt, um in solcher Weise zugleich deren höchsten, alles andere überragenden dichterischen Wert auszu- drücken, so sollte solches auch fortan mit dem — Dichter der

Lorelei geschehen, der vorgeblich mit diesem Gedichte etwas Einziges der Art geschaffen hätte. Daß weite Verbreitung und begründeter Ruhm noch keineswegs immer dasselbe seien, daß unser aller Bekanntheit mit den Heineschen Versen so gut wie ausnahmslos erst von der Silcherschen Weise her datiert, daß unter den vielen elenden Gedichten, die der rheinische Sänger verbrach, die Lorelei eines der elendesten ist und so manchen anderen wie den zwei Grenadieren, Belsazar u. s. w. in jedem Betracht weit nachsteht — das zu erkennen, auszusprechen und nachzuweisen, fiel keinem, weder hüben noch drüben, ein: und die Literaten allerletzten Ranges durften ungehindert ihr albernes Geschrei erheben, werben und reiche Gefolgschaft finden. Die Herrlichkeit der Lorelei läßt sich als schauerlicher Schwindel nur noch mit der beliebten Allgemeinschädlichkeit der Juden vergleichen. Der Glaube an beide entstammt allerlei Zufälligkeiten, die aber geeignet waren, den Schein wirklicher Thatsachen zu erwecken, allerlei gewollten oder auch ungewollten Mißverständnissen, allerlei stark empfundenen Bedürfnissen nach persönlicher Reklame, allerlei Neigungen, Empfindlichkeiten und Schmerzen, die den gesellschaftlichen Körper immer peinigender beunruhigten und nur auf das Stichwort warteten, um sich alsdann über die neugeöffnete Bahn in drängenden Wogen zu ergießen. Es bedurfte in beiden Fällen nur eines weittragenden Tones, und der Erfolg war gesichert. Es genügte die stolze Frechheit eines einzigen, aber weitverbreiteten Blattes, die den aufstrebenden Germanen weiß zu machen versuchte, daß in der Heineschen Lorelei wie in keinem anderen Gedichte das träumerisch sinnige Wesen des Deutschen zur Verklärung gediehen — und sofort plapperten Millionen empfindsamer Narren, von denen kaum hundert das Liedchen je seinem Wortlaute nach kennen gelernt hatten, den grauenhaften Unsinn blindgläubig nach. Je lauter der Schrei, desto andächtiger pflegt sich auch der Pöbel zu sammeln. Und ähnlich erging es den Juden. Es bedurfte auch hier nur eines

Mannes, der die eherne Stirn hatte, die Juden tagaus tag- ein vor versammeltem Volke als die erste, wenn nicht einzige Ursache aller Übel auszurufen, an denen die Gesellschaft wirtschaftlich und moralisch mehr denn je zu leiden begänne — und sofort war sich denn auch der Mob klar darüber, daß an allem nur erdenklichen Ungemach in der Welt allein die Hebräer schuld sein könnten. Und nicht bloß der Mob! Zwar zuerst beginnt es mit der Gemeinheit, um zuletzt in der Allgemeinheit zu enden. Denn Bequemeres und Angenehmeres läßt sich doch kaum noch erdenken, als daß man alle nur möglichen Leiden gleich aus einem Grunde und mit einem Mittel zu kurieren vermöchte. Gleichviel wo einen jeden der Schuh drückt, immer sind es die Juden, die drücken: also Juden hinaus! Es ist so wohlthwend, gar nicht mehr über die Gründe unbequemer Erscheinungen nachdenken, weder sich selbst noch Verhältnisse anklagen oder entlasten zu brauchen: das eine Wort — Jude! erklärt heutzutage für eine Unmasse Volks die schwersten Probleme menschlichen Elends und Unbehagens. Ja, einen derartig epidemischen Charakter pflegen im Laufe der Zeit solche Krankheiten anzunehmen, daß sich ihr nur noch ganz seltene Naturen zu erwehren verstehen. Es gehört ein hohes Maß von kritischer Besonnenheit, von Redlichkeit und Mut dazu, um in einem allgemeinen Taumel kaltblütig Ruhe zu bewahren, gegen den Strom zu schwimmen, wenn der Sturm die Wellen peitscht, und sich zum Sinn offen zu bekennen, wo der Unsinn seine Orgien feiert. Der Judenhaß wie die Schwärmerei für Heine sind Krankheiten der Zeit, die Jahre, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte währen können, da deren Dauer von einer Änderung des Volkscharakters abhängig ist. Denn wie in der Semitenfresserei der Neid die vornehmlich treibende Kraft ist, so hat für Heine andererseits die Empfindsamkeit entschieden. Die Stammesgenossen des letzteren sind weit weniger an diesem Kultus beteiligt, als man gemeiniglich denkt. Zwar, daß der gemeine Jude schon aus verwandtschaftlichen Gründen inniger für diesen empfinden muß als für einen

anderen Dichter deutscher Zunge, wird kaum geleugnet werden können; aber im weiteren ist doch der jüdische Geist mehr kritisch zerlegender Art, als daß er nicht die gedanklichen Ungereimheiten, die sich ja massenhaft in den empfindsamen Liebesgedichten unseres Minnesängers emporrecken, sofort zu erschauen vermöchte: er lächelt wohlgefällig zu den gelungenen Witzes desselben, wie er belustigt zu dessen erheuchelten Schmerzen lächelt. Die Heinewut rast sich allerdings fast ganz ausschließlich in den jüdisch=freisinnigen Blättern aus, was nur natürlich ist — da erstens diese schon aus Rassegründen aller Welt von vornherein als der geeignetste Boden zur Ablagerung solch' gespielter und auch gefühlter Verzückungen erscheinen müssen, und zweitens weil die materialistische Welt= und Lebensanschauung dieser Art Presse sich mit derjenigen des Dichters zum großen Teile vollauf deckt. Die Janitscharenmusik bei allen gelegentlichen Prozessionen indessen spielt unausbleiblich die Bande teutonisch=semitischer Dichterlinge. Diese Schmarotzer sind es, die sich nach Möglichkeit in allen nur zugänglichen Blättern und Blättchen einnisten, um dort aus gemeinster Notdurft ihr gemeinschädliches Gewerbe auszuüben. Zu allererst wollen sie selbst leben; und so arbeiten sie für ihn, damit sie leben können; und sie arbeiten um so kräftiger für seinen Ruhm, damit desto eher auch auf sie der Schein noch eines anderen Lebens falle. Sie wissen: mit ihm stehen und fallen sie. Untrüglich sagt es ihnen das Gefühl, daß sie in ihren besten Augenblicken wohl die schlechtesten Eingebungen ihres Idols — auch die Lorelei — noch erreichen können; darum müssen diese und andere Säckelchen zu wahren Brunkstücken der deutschen Poesie emporgeschmettert werden. Volkstümlich ist Heinrich Heine deswegen gleichwohl noch nicht geworden und wird es auch nie werden, aber er ist dafür — populär ganz in dem Sinne dieses literarischen Mobs, der von jeher für seine Zeit in der Gesellschaft die Mode bestimmte oder doch zu bestimmen versuchte. Dem Geiste, dem man gleicht, fühlt man sich bekanntlich auch

stets am nächsten; und dieser Sänger der Empfindelei ist in der That inmitten des reimenden Pöbels nur ein primus inter pares. Darum, wenn jemand, hat er auch eine Dichterschule begründet; und seine dichterischen Nachkommen haben die Prophezeiung für sich, zahlreich wie der Sand am Meere zu werden — was ihnen um so leichter gelingen muß, als sie gleich ihm nicht selbst zu zeugen, sondern bloß Gebärden, die eben ein jeder spielen kann, abzugucken brauchen. Wie dies zu machen, hat er ihnen vorgemacht, indem er den Stil der Nachahmung folgendermaßen fixierte:

Sie gab mir vor ihrem Tode
Ein blaßes, blaues Band;
Es liegt in meiner Kommode,
In der Schublade linker Hand —

Wer würde da aufstehen und behaupten, daß dies kein echter Heine sei? Aber Ludwig Robert war es, der es dem erfolgeteltn Dichter gelegentlich aus dem Stegreife zu Gemüte führte, wie leicht es doch im Grunde sei, sich als durchtriebener Strick, bei einiger Fixigkeit im Gesichterschneiden, die Unsterblichkeit in einer anrühigen Welt zu erringen.

Es wäre nun freilich ganz gegen die Wahrheit, wollte man behaupten, daß neben der platten Wikelei und den Schöpfungen einer verlogenen und jeden Sinnes baren Gefühlslosigkeit nicht auch Gedichte von echtem Gefühl und großer Schönheit stünden. Gewiß! solche sind da. In der Wallfahrt nach Kevlaar wird man sogar nicht ohne Staunen ein Muster der Vollkommenheit betrachten können, wie man es bei dem bloß nachahmenden Kunstgewerbe nur in ganz seltenen Fällen vorfindet. Der bezaubernde Rattenfänger von Düsseldorf hat eben hier einen wirklichen Vorfall in die einfach rührendsten Verse gebracht; und wo er ähnlich verfährt und bei allen Motiven, die er der volkstümlichen Dichtung entlehnt, in kluger Enthaltfamkeit es lediglich der schönen Einfalt der deutschen Volksseele überläßt, sich ganz rein und ungetrübt auszusprechen, gerät auch ihm jener gesunde

Ton, mit dem man vielleicht keine Ratten, dafür aber Menschen einzufangen imstande ist. Beispiele dieser ungekünstelten Natur sind ja vorhanden: sie gehören seltamerweise zu den nahezu unbekanntem. Schwerlich wird je einer, der den großen Heinrich Heine bis zu den Wolken erhebt, gerade auf sie verweisen: im Lobe dieser urteilslosen Gesellen nimmt gerade das aberwitzige Zeug die erste Stelle ein. Eines der guten, wahrhaft sinnigen und sinnvollen Liedchen ist aber folgendes:

Ich stand in dunklen Träumen
Und starrt' ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmutstränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Tränen flossen
Mir von den Wangen herab —
Und ach! ich kann es nicht glauben,
Daß ich dich verloren hab'.

Da ist alles zart und duftig, ganz einfach, rührend und stimmungsvoll. Ähnlich vollendet, nur noch unmittelbarer im Ausdruck ist ein anderes Lied:

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh',
Schöne Stadt, wir müssen scheiden,
Lebe wohl ruf' ich dir zu — —

Hätt' ich dich doch nie gesehen,
Solde Himmelkönigin!
Nimmer wär' es dann gesehen,
Daß ich jetzt so elend bin — —

Doch du drängst mich selbst von hinnen,
Bitt're Worte spricht dein Mund;
Wahnsinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz ist krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

In solchen Gedichten lebt Heine als ein wirklicher Dichter auf. Aber wie viele sind deren? Sie finden sich ganz vereinzelt. Was übrig bleibt — die große Masse — kann, und zwar nach ihrer besten Auswahl, auch einem jeden anderen bei glücklicher Herrschaft über die Sprache, unter der Gunst des Augenblicks und in jugendfrischer Zeit ebenjogut gelingen. Selbst das blinde Huhn findet zuweilen ein Korn! Jährlich werden ganze Dutzende von Liedern gleichen Wertes erzeugt und gehen — verloren, weil sie nicht die träge Masse hinter sich haben, die sie trägt. Denn die erdrückende Mehrzahl Heinescher Gedichte sind ausschließlich Spiele des Wizes, die sich in wechselnder Phantasie zur Darstellung bald der Schilderung bald des Berichtes bedienen — ab und zu gelungen, fast immer von höchst anmutigem Außern, nach Gedanken und Stimmung beweinenenswert leer: der überwiegende Rest bis zum grotesken Überwitz mißlungen. Zu den ersteren könnte man rechnen Säckelchen wie:

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilie hinein,
Die Lilie soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.

Das Lied soll schauern und beben
Wie der Kuß von ihrem Mund,
Den sie mir einst gegeben
In wunderbar schöner Stund'.

Das einzige, ja das beste was sich hierzu sagen ließe, wäre: eine wunderbar klingende Schelle! Dem Sinne nach schon weit niedriger steht:

Aus meinen Tränen sprießen
Viel blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn du mich lieb hast, Kindechen,
Schenk' ich dir die Blumen all',
Und vor deinen Fenstern soll klingen
Das Lied der Nachtigall.

Dieses Liedchen fällt schon in den Übergang zur allerletzten,
der zahlreichsten Ordnung:

Daß du mich liebst, das wußt' ich,
Ich hatt' es längst entdeckt;
Doch als du mir's gestanden,
Hat es mich tief erschreckt.

Einer anderen Lesart:

War die meine schon verreckt —

würde der Vorzug gebühren; schon darum, weil sie einen guten, durch
die Erfahrung erhärteten Sinn giebt: eine Liebe, die sich lange
umsonst quält, stirbt zuletzt — wohingegen die Nachricht, daß die
Liebe vor dem Geständnisse der längst gewußten Gegenliebe
tief erschrecken kann, hier zum erstenmal zwar seitens des großen
Dichters, alias Sehers, aber sonst noch ganz unbeglaubigt auftritt.

Ich stieg wohl auf die Berge
Und jubelte und sang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang —

ein Schreck, der sich in der That sehen läßt! und sich dabei
Strapazen zumutet, wie sie sonst als Wirkung eigentlich nicht
üblich sind.

Mein Herz ist wie die Sonne,
So flammend anzuseh'n,
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.

Es unterliegt ja sicherlich keinem Zweifel, daß es Wesen
von äußerlich menschlicher Bildung geben wird, welche auch in
diese Reimerei wie in ein Meer von Poesie „groß und schön“
versinken: für diejenigen aber, die auch innerlich etwas vom
Menschen abbekommen haben, kann sich in einem solchen Gefasel
doch nichts anderes als ein geckenhaft verblödeter Sinn offenbaren,

der unablässig bemüht erscheint, alles, Hohes und Niederes in der Welt, zu seiner unsterblich eiteln Selbstbespiegelung zu mißbrauchen. Nicht, daß der Versmacher hier an unrechter Stelle erschrickt und auch schon wieder einmal flennt, ist das lächerlichste daran — manche Menschen können vielleicht nicht anders, als auf dem Kopfe stehen, wo andere Leute auf ihren Füßen gehen; aber daß der vollendete Geck ganze Tagemärsche macht, nur um über seinem wirklichen, kleinen, albernen, saftleeren Herzen ein großes, blutiges zu malen und diese knallrote Pinselei auf weißer Weste mit der Flamme der untergehenden Sonne wetteifern zu lassen: das ist schon untermenschlich, das ist Afferei.

Allen diesen dichterischen Späßen der Empfindsamkeit gegenüber gewährt es einen Trost, zu wissen, daß deren Fähigkeit zu täuschen, an dem unverfälschten Gefühle des naiven Menschen ihre Schranke findet. Ohne sich erst Rechenschaft darüber zu geben, wird ein solcher jede Empfindelei ohne weiteres von sich weisen, weil diese als natürlicher Gegensatz ihm widersteht. Vor der Aufgabe, die mangelnde Leidenschaft in der Poesie künstlich zu ersetzen, muß so der rein verstandesmäßige Versuch unausbleiblich scheitern.

Heinrich Heine ist kein Dichter der Liebe — wie ihm die Welt der Leidenschaft überhaupt verschlossen blieb: er ist im wahren Sinne des Wortes nur der — Berichterstatter der Liebelei, und als solcher ebenso häufig gefühllos wie schäfernd, oftmals schmutzig und ab und zu schlechthin ekelhaft. So fast immer nur tändelnd, muß er es endlich selbstverständlich erzwingen, daß ein tieferes Gemüt ihn überhaupt nie mehr ernsthaft nimmt und mit gutem Recht jede nähere Gemeinschaft mit ihm ablehnt. Wie selten, daß ein Wort von ihm leuchtend unsere Seele trifft! wie oft dagegen, daß die quälერიше Ahnung, genarrt zu werden, jede Gefühlserregung in uns erstickt, und statt der Empfindung nur die Grübelelei über den gewollten oder ungewollten Sinn oder Unsinn der Rede wachruft! Und doch hat genau von diesem Dichter erst kürzlich noch der graziose Paul Heyse gesungen:

Kein zweiter der deutschen Dichterschar
Ist weltberühmt wie dieser —

und eine durch Urteil wie Geschmack gleich hochberühmte Körperschaft, die sich zudem noch der seltenen Gunst des Geschickes erfreut, in allen Schwierigkeiten des Lebens sofort nach dem Nürnberger Trichter greifen zu können, hat alle Deutschen des Erdenrundes aufgerufen, ihre Stimmen abzugeben zu gunsten eines denkmalwürdigen Heine; und da sich von den so angerufenen neunzig Millionen nur etwa hundert Stimmen zweifelhafter Güte zusammenfanden, hat diese selbe Literarische Gesellschaft von Nürnberg sich zum zweitenmal ihren Helfer in der Not auf den Kopf gedrückt und ist bei den Franzosen — hausieren gegangen. Und das muß man diesen Herrn Franzosen lassen! Zwei Provinzen haben sie verlieren können, aber ihren Verstand haben sie sich in der alten Vollkraft — fast bis zur unbegreiflichen Höhe jener Nürnberger Trichtergesellschaft erhalten. Gounod, darüber befragt, wischt sich eine Träne aus den umflorten Augen und läßt sich in glücklicher Unkenntnis all' dessen, was den Fall eigentlich bestimmt, also vernehmen: „armer Heine! dein ganzes Unrecht ist, ein Jude gewesen zu sein.“ Auch Zola kann sich nicht der Behmut erwehren; empfindsam bemerkt er, wie aus der Kistkammer des Mittelalters die Stadtväter Düsseldorf wieder die Tortur hervorzuholen gewillt scheinen, um den unglücklichen Dichter zu hängen und dessen Güter einzuziehen — was ja beides in diesem besonderen Falle seine besonderen Schwierigkeiten haben möchte: denn erstens hängt man keinen, der schon seine vierzig Jahre im Grabe liegt, und noch weniger kann man ihm Güter nehmen, die er nie besessen hat, da der Betreffende Zeit seines Lebens von den Unterstützungen seines Oheims und denen der französischen Regierung lebte. Alfons Daudet hinwider bietet dem Toten, der schon seit Jahrzehnten auf einem Pariser Friedhofe ruht, in ritterlicher Unwissenheit die gastfreundliche Erde Frankreichs an; während Jean Richopin endlich Heinrich Heine mit vollem Brustton nur noch als einen

ersten Dichter aller Zeiten zu preisen versteht. Und wenn man nun diese französischen Herrschaften, vorwizig genug, fragen wollte, wie viel sie denn eigentlich von der deutschen Sprache verstünden, so würden sie alle, wie sie da sind, im allerschönsten Chorus erwidern: Sauerkraut! Und doch liegt der größte Zauber Heine's gerade in seinem Wort. Aber gar erst die deutsche Gefolgschaft der Nürnberger! Friedrich Spielhagen, dessen Verhältnis zum Pegasus von jeher ein ganz einseitiges gewesen, wagt gleichwohl den Sprung und fällt — auf einen Klepper. Er tröstet sich darüber in folgender Weise:

Sie wollen dir kein Denkmal setzen
In Düsseldorf, der schönen Stadt —
Laß sie denn zetern, laß sie heßen,
Sie kriegen's endlich doch wohl satt:

Viel eher, traum, als sie verklingen
Die wundersame Melodei
Des Liedes, das du hast gesungen,
Vom Rhein und seiner Lorelei.

Haben jemals elendere Verse eine schwankende Sache zu stützen versucht? Und unser Wippchen, der im bürgerlichen Leben auf den Namen Stettenheim hört, der unermüdliche Vertreter des höheren Blödsinns in der deutschen Literatur, glaubt dem Dichterrosse sogar hebräisch kommen zu müssen, macht eine heroische Anstrengung und packt, schlimmer noch als der andere, einen — Eselskinnbacken! „Philister über dir“, ruft er aus,

laß sie, du bist

Und bleibst der Stolz doch deinem Vaterlande!
Das Denkmal, das sie dir verweigern, ist
Ein Monument von ihrer Zeiten Schande.

Herr Stettenheim wollte in seinem wildkochenden Unwillen natürlich sagen: die Weigerung ist ein Monument ihrer Schande! doch bevor er noch ausgedacht, hatte ihn flugs das zungenverdrehische Wippchen beiseite geschoben und an seiner Stelle genau dasselbe gesagt, was die Heinegegner so unermüdlich zu

behaupten pflegen: nämlich, daß ein Denkmal dieses Dichters einer jeden Zeit zur Schande gereichen müsse. Man wandelt eben nicht ungestraft ein ganzes Leben lang in den Irrgärten des klassischen Unsinn's.

Nie ist eine dornenvolle Aufgabe ungeschickteren Händen anvertraut gewesen! Denn die Herren von Düsseldorf haben Heinrich Heine das Denkmal verweigert, nicht etwa, weil er schlechte Verse gemacht hätte: das wäre kein Grund für achtbare Stadtväter gewesen, da ja schon mehr als einmal Menschen von weit geringerer Bedeutung unter dem Beifall der Menge in Stein ausgehauen wurden — nein! die Herren von Düsseldorf haben wohlweislich Anstand nehmen müssen, einem Manne öffentlich die höchste Verehrung zu beweisen, der mit seinem Spotte so gut wie nichts in der ganzen Welt verschont hat.

Der — Spötter ist Heinrich Heine's größter Ruhm und zugleich sein Unglück, sobald es sich wenigstens um ein Denkmal für ihn handelt.

Wie erinnerlich, hat Göthe von ihm gesagt, daß er der Liebe im weitesten Sinne völlig ermangele. Und in der That hat dieser Dichter der Rheinlande kaum etwas je in seinem Leben, ja nicht einmal sich selbst geliebt. Nichts ist ihm heilig gewesen, bis auf die beiden Personen, die ihm das Leben gegeben, und etwa noch die Schwester: vor diesen ganz allein hat er halt gemacht. Er hat sich zur Zielscheibe seines wählerischen Witzes Gott und die Menschen, die Religionen und die Kirchen, die Gesellschaft im großen wie im kleinen, Deutschland und die Deutschen, die Fürsten wie die Unterthanen, die Hohenzollern und die Wittelsbacher, die Bekannten und Verwandten, die Wohlthäter und die Widersacher — und auch sich selbst gewählt: und ihm ist endlich das seltene Kunststück gelungen, sich alle Welt bis auf die Stumpfsinnigen und die, welche ihn nicht kennen lernen wollen, zu verfeinden. Wenn er beispielsweise zum Lobe des Herrn in die Saiten greift, so wird folgendes Preislied daraus:

Im Beginn schuf Gott die Sonne,
Dann die nächtlichen Gestirne.
Hierauf schuf er auch die Dachsen
Aus dem Schweiß seiner Stirne.

Darüber kommt der Teufel hinzu und ruft:

Ei, der Herr kopiert sich selber!

und der Herr antwortet:

Ich, der Herr, kopier' mich selber!

In seiner furchtbaren Matrazengruft, heißt es, hätte sich der Abtrünnige seinem Herrgotte wieder so recht von Herzen genähert; er selbst hat in seiner tändelnden Art davon erzählt, und dummgläubige Seelchen haben denn auch nicht gezögert, es ihm empfindsam nachzuplappern; aber schon der Ton dieser Unterhaltungen ist geeignet, jeden Verständigen zum wenigsten aufs äußerste bedenklich zu stimmen: „o, welche Widersprüche, Herr!“ ruft er da einmal,

— erlaube, daß ich staune,
Du schufst den fröhlichsten Dichter und raubst
Ihm jetzt seine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholisch;
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
So werd' ich am Ende katholisch.

Ich heule dir dann die Ohren voll
Wie andere gute Christen;
O Miserere! verloren geht
Der beste der Humoristen.

Auch Heymann Levy, der sich unter dem Schriftsteller-
namen Julius von Rodenberg bekannt gemacht hat, weiß von
dem Aussehen des kranken Dichters zu berichten, daß diesem nur
noch der Dornenkranz gefehlt habe, um „jenem Haupte des großen
Dulbers zu gleichen, an den er jetzt so gern denkt.“ Aber die

Manier, in welcher der neueste Dulder dieser so lieben Beschäftigung nachgeht, ist mehr als eigentümlich:

Mit Behmut erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Better,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter.

Das ist doch mehr als ungezwungen!

Albert Träger, einer jener sangesfreudigen Helden, die in dem Nürnberger Heine-Almanach die gängstigten Stadtväter Düsseldorfs zu entehren unternahmen, hat seinem Lieblingsdichter folgende ergreifende Strofe gewidmet:

Der Freiheit treu und treu dem Vaterlande,
Fern von der Heimat ist er heimgegangen,
Doch seine Grüße hat er ihr gesandt,
Woll heißem Schmerz und sehndem Verlangen.

Allerdings hat auch Heine selbst ab und zu in seiner zappeligen Manier das Vaterland hochleben lassen, so z. B.

Ade, mein Weib, mein schönes Weib,
Du kannst meine Qual nicht fassen.
Ich drücke dich so fest an mein Herz
Und muß dich doch verlassen.

Die lechzende Qual, sie treibt mich fort
Von meinem süßesten Glücke,
Muß wieder atmen deutsche Luft,
Damit ich nicht ersticke.

Die Qual, die Angst, das Ungestim,
Das steigert sich bis zum Krampfe.
Es zittert mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutschen Boden stampe.

Und nachdem das Männchen eine ganz kleine Weile auf diesem so heiß ersehnten Boden herumgestampft hatte, setzte es sich flugs nieder, um die geliebte Heimat in der glänzendsten Satire, die je aus seiner Feder geflossen, unsterblich lächerlich zu machen. Man muß diese Kapitel in Deutschland, ein Winter=

märchen nachlesen, wo der Dichter auf die Hamburger Stadtgöttin, die Hammonia, stößt, und diese ihm nun offenbart, daß Deutschland ein — Nachstuhl sei, der schon seit Karl dem Großen in Gebrauch und als solcher auch noch allen späteren Geschlechtern dienen soll: man muß gerade diese Stellen auffuchen, um den Heineschen Witz und die unwiderstehliche Grazie seines Wortes in ihrer vollen Glorie anzutreffen. Und wie das Land, so dünken ihn auch dessen Bewohner! Von der akademischen Jugend bemerkt er auf seiner Reise nur, daß diese als eifrigstes Studium einzig die edle Kunst betreibe, wie am gründlichsten ihre Professoren zu verhauen:

Die jungen Helden,
Sie wollen beweisen, daß rohe Kraft
Und Flegeltum noch nicht erschläft
Beim Onkel von Hermann und Thusnelden.
Die ungewasch'nen germanischen Hände,
Die schlagen so gründlich, das nahm kein Ende —

und wenn die teuern Bundesbrüder sich, im Hochgefühl ihres germanischen Daseins, etwas ganz besonders Liebes erweisen wollen, so läßt er sie unausweichlich aus Leibeskräften über Plätze und Gassen hin brüllen:

Ich bin kein König, ich bin kein Slav',
Ein deutscher Esel bin ich
Gleich meinen Vätern!

und dann zählen sie alle Eselsvorfahren auf, die sie bereits gehabt und berühmen sich schon im voraus der vielen kleinen Esel, die unvermeidlich noch nachkommen werden: denn die Deutschen sind Esel, waren Esel und sollen Esel bleiben — ihr Schicksal ist unabänderlich.

Wie unser Dichter sich mit der Gesellschaft im großen und kleinen herumgeschlagen, läßt häufig genug in seiner Niedrigkeit die ausschweifendste Phantasie hinter sich. Die Spottgedichte auf den König von Preußen — darunter die berühmte Schlussslegende, die Schmähschriften gegen den Grafen Platen, die ge-

meinen Lügen, die er zum Ärger der Freundin Börne's, der Frankfurterin Frau Wohl, erfand, sind die glänzendsten Belege eines ebenso treffsicheren wie gewissenlosen Witzes, und rechtfertigen vollauf den Abscheu, mit dem gerade der beste Teil der Gesellschaft auf diesen Dichter bis auf den heutigen Tag herabsieht. Bleibt man all' dessen eingedenk, so will es doch scheinen, als ob eine Heine'sche Denkmalsfrage für Deutschland ihre ganz besondere Schwierigkeiten hätte.

Der Fall ist nicht neu, daß eine Nation in die Lage kommen kann, selbst dem Würdigsten kein Denkmal setzen zu dürfen. Zu diesen Würdigsten gehört nun freilich nicht Heine, dafür aber Heinrich von Kleist. Und doch hat es noch niemand in Deutschland gegeben, der es gewagt hätte, ein Denkmal für letzteren in Anregung zu bringen. Die Sache liegt einfach genug. Mit einem Denkmal will sich doch eigentlich immer nur das Volk selbst, in dem ein großer Mensch gelebt und gewirkt hat, ehren. Nun hat aber die grausamste Nichtachtung seitens der eigenen Landsleute das größte dramatische Genie neben Shakespeare — und das ist Heinrich von Kleist — thatächlich in Verzweiflung und in den Tod getrieben. Solches aber bedeutet für eine Nation eine unverwindliche Schmach: und man kann doch nicht der eigenen Schmach zu Ehren ein Denkmal errichten? Selbst das dürftigste Unstanzgefühl müßte sich dagegen empören. Mit Heine liegen die Dinge erfreulicherweise völlig anders, obschon das Endergebnis das gleiche bleibt: denn nicht die Nation ist es hier, die sich ihm gegenüber ins Unrecht gesetzt hat; vielmehr ist er es gewesen, der den vollen Glanz seines Witzes aufgeboten hat, um nicht Einzelne, nicht Stände, nicht Gesellschaftsklassen, nicht Einrichtungen, sondern die Deutschen in ihrer Gesamtheit als Volk, in so unwiderstehlicher Art lächerlich zu machen — die man gut und gern klassisch nennen muß, die auch der davon Betroffene in freier Laune mitgenießen mag, für die man aber anständigerweise sich nicht dankbar erweisen darf. Denn ein Heinedenkmal wäre doch nur eine Quittung für erwiesene Wohl-

that und zugleich die Anerkennung dafür, daß er mit seinem Urteil über die Nation ins Schwarze getroffen. Möglich, daß die Deutschen bereits in dieses äußerste Stadium der Selbsterkenntnis eingetreten sind, an deren philosophischem Gleichmut selbst das Hohngelächter des Weltalls wirkungslos abzuprallen pflegt — aber alsdann fasse man die Sache wenigstens gründlich auf und stimme bei der Einweihung dieses Denkmals mit hohem, hellem Klange als einzig würdiges Lied nationalen Selbstbewußtseins jene Heinesche Hymne an:

Ich bin kein Römling, ich bin kein Slav',
 Ein deutscher Esel bin ich — war ich —
 Und werd' ich ewig bleiben!

Es ist bekannt, was die Heineschwärmer an dieser Stelle einzuwenden pflegen: es sei ja dies alles nicht so böse gemeint! ganz im Gegenteil wäre es eine übergroße Liebe, die ihn so sprechen hieße; aus einem schmerzzerzerrienen und blutenden Herzen rufe der edle Mann seinen Zorn und sein Weh über Gott und Menschen, die in ihren Thaten dem hehren Ideale in seiner Brust so wenig entsprächen. Daß dies ein ganz abenteuerlicher Unsinn ist, wird ein jeder sofort verstehen, der noch seine gesunden fünf Sinne beieinander hat. Gewiß lassen die Weltzustände im allgemeinen, ließen und lassen Verhältnisse und Einrichtungen in unserem engeren Vaterlande auch jetzt noch immer viel zu wünschen übrig und werden vornehmlich bei leidenschaftlichen Naturen von starker Sittlichkeit und reiner Vernunft zu allen Zeiten die Entrüstung wie den Spott herausfordern. Es hat schon Leute gegeben, die den Deutschen sehr schmerzliche und bittere Wahrheiten gesagt haben, aber sie sind deswegen in der allgemeinen Wertschätzung nicht gesunken, vielmehr gestiegen, denn ihnen war es heiliger Ernst mit ihrem Tadel, und dementsprechend war auch der Ton. Auf diesen hat man zu horchen, will man recht verstehen. Aber den frechen Witzeleien, mit denen Heinrich Heine acht-, scham- und unterschiedslos alle Dinge in der Welt verfolgte, merkt man

lediglich die eine Absicht an, einen spaßhaften Einfall bis auf den Grund auszunutzen und die Angegriffenen, vornehmlich zu höchst eigener Belustigung, lächerlich zu machen. Dem Spotte Heine's fehlt jeder moralische Ernst. Der junge aber schon berühmte Dichter der Rheinlande hatte sich an den Höfen von Berlin und München um Stellungen beworben und hatte nichts erreichen können. Darob erfüllte ihn ein unbändiger Zorn. Er hatte hierin bis zu einem gewissen Grade ja ganz sicherlich recht. Dieses Heer nichtiger und geistesöder Hoffschranzen zu sehen, die es sich da in ihren bequemen Ämtern wohl sein ließen und sich bläheten, während er, der sie alle oder doch die meisten von ihnen an Geist und Talent turmhoch überragte, verächtlich beiseite geschoben, der Not des Tages überlassen blieb — wer würde nicht bereitwillig einräumen wollen, daß es schwer sei, in einem solchen Falle keine Satire zu schreiben? Die Satire wäre sogar eine ausgezeichnete Sache! nur daß sie sich in den Grenzen der Billigkeit und des Anstandes halte. Was jedoch Heine unternahm, überstieg weit jedes erlaubte und gerechte Maß und verlief sich in eine schrankenlose Gemeinheit. Die armen Könige! sie sind wirklich weit weniger schuldig, als man häufig genug annimmt. Sie würden in der That so manches mögen, was ihnen ihre Umgebung jedoch vorenthält und nicht erlaubt. Sie sind ja leider Menschen und keine Götter. Und immer ist, bevor etwas an sie gelangt, diese chinesische Mauer, von Hochmut, Streberei, Mißgunst, Heuchelei und Lüge zu durchbrechen! Wie oft gelingt's? Hierin versah sich Heine noch ärger als in seinen Angriffen Deutschland gegenüber.

Der gebildete Jude ist und war von jeher mehr weltbürgerlichen Sinnes: das ist weder eine Schande, noch ein Mangel, ja eher ein Vorzug. Die vornehmsten und edelsten Geister nicht bloß des achtzehnten Jahrhunderts, nein, aller Zeiten waren zu allererst Weltbürger: sie stellten eine schöne Menschlichkeit über die Rasse, und das war recht so. Weltbürgertum und Vaterlandsliebe lassen sich dabei recht wohl ver-

einen. Heine, der in Deutschland geboren wurde und daselbst groß geworden ist, um später in Paris zu leben und zu enden, hat sich jedoch nie so recht als Deutscher gefühlt. Herzensneigung und Verhältnisse, die nicht ihm allein zur Last gelegt werden können, entschieden bei ihm für Frankreich. Er liebte das letztere, während ihm Deutschland gleichgültig wurde, wo er es nicht haßte. Unzählige Äußerungen bekunden dies in unwidersprechlicher Art: und solches ist im übrigen auch durchaus natürlich. In Deutschland sah man auf ihn — die wenigen ausgenommen, die höher standen — wie auf einen Menschen zweiter Ordnung; sobald er die Grenze Frankreichs überschritten hatte, empfand er die ganze Wonne einer uneingeschränkten Gleichberechtigung. Heine hätte weniger als Mensch sein müssen, wäre er nicht dankbar dafür gewesen. Darum verblieb er auch dort, wo er gewissermaßen verwandtschaftlich aufgenommen wurde, und fühlte sich daselbst ganz zuhause. Gelegentlich überkamen ihn wohl die Träume der Vergangenheit, die ihn in die alte Heimat riefen, wo noch seine alte Mutter lebte; aber er war froh, sobald er erst wieder die Tricolore wehen sah. Das ist nicht bloß verständlich, das ist sogar würdig. Es wäre hündisch gewesen, nach einer Gemeinschaft zu jammern, die ihn mehr oder weniger verächtlich von sich wies. Er hat nie aufgehört, äußerlich ein Deutscher zu bleiben, und die vorteilverheißende Zumutung, französischer Bürger zu werden, hat er abgelehnt. Über die Gründe hierzu hat er sich selbst ganz offen und durchaus glaubwürdig ausgesprochen: es erschien ihm ungeheuerlich, dem Deutschtum in seiner Eigenschaft als deutscher Dichter, die den ganzen Inhalt und Ruhm seines Lebens bildete, abzuschwören — wäre es ihm möglich gewesen, den französischen Dichter ebenso schnell gegen den deutschen einzutauschen, so würde ihn nichts daran gehindert haben. Aber die ersten zwanzig Jahre eines Menschenlebens, in denen sich Sprache und Seele innig und geheimnisvoll gegenseitig durchdringen, sich gemeinsam bilden, so wachsen, blühen und reifen, vermöchte selbst das

spätere Studium ganzer Jahrhunderte nicht mehr zu ersetzen, und es ist anerkennenswert, daß sich Heine den Folgen dieser unabänderlichen Thatsache voller Selbstachtung unterwarf: nur ist es bedauerlich, daß ihn dieses Gefühl für das Erlaubte lediglich bis hierher begleitete, um ihn dann im weiteren vollständig im Stiche zu lassen. Ebenso wenig wie Vater und Mutter, so vertragen es Gott und Vaterland, daß man sich an ihnen mit niedrigen Wizeleien vergnügt. Ein jeder noch nicht völlig vertierte Mensch begreift dies im sichersten Gefühle als etwas ganz Unzulässiges. Wer solchen Wesenheiten gegenüber auf die Gesetze der Scham und der Ehrfurcht von Grund aus verzichtet, der hebt damit auch für sich den Begriff der Menschlichkeit auf. Es ist ja nicht unmöglich, daß alles, was Heine gegen Deutschland und die Deutschen an schnöden Vorwürfen aufzuwerfen wußte, seine volle Berechtigung hat; aber daß ihm dabei keine Leidenschaft, nicht Zorn, nicht flammende Entrüstung die Feder führten, daß er vielmehr wie ein boshafter Junge zu seinen nichtsnutzigen Streichen einzig zu grinzen verstand — dieser Umstand schon stempelt die angeblichen Strafgerichte zu bloßen Lästerungen, und scheidet ihn für immer aus den Reihen der Deutschen: und keine Zeit wird vermögend sein, ihn je wieder einzureihen. Er selbst hat sich in seinen Werken ein Denkmal hergerichtet, das wuchtiger als Stein und Erz ein jedes andere zu Boden schlagen muß. Und seine Lieder, in denen die deutsche Seele jauchzt und weint, seine Gedichte, die hoher Gedanken voll, den deutschen Geist mit neuen und großen Ideen beschenkt und bereichert haben — es sind dies die Faselhänse, die so sprechen und die sich dabei der unvereinbaren Widersprüche, in denen sie sich bewegen, gar nicht bewußt werden — das alles sollte kein Gegengewicht zu jener furchtbaren Anklage sein, genügend stark, um dieselbe erheblich, wo nicht ganz zu entkräften? Freilich! hätten jene absichtsvollen oder auch gedankenlosen Schwäger recht, so würde man sich ja davor in Ergebung verneigen müssen. Hätte Heine zugleich aufgebaut, wo er zer-

störte, wäre er zu einem Wohlthäter der Seele geworden, wo er zuerst schändete, so möchte ein Vergleich geboten sein: und nicht unmöglich alsdann, daß ein lebhaftes Dankgefühl den berechtigten Zorn ersticke. Aber wo sind denn die Lieder, in denen die deutsche Seele weint und jauchzt? Ein paar Ausnahmen abgerechnet, jauchzt und weint in ihnen die Empfindsamkeit und der Überwitz. Und wo findet sich denn jene Erhabenheit, die unseren irdischen Geist zu himmlischen Regionen zu entführen vermöchte? Etwa in jener grotesk lächerlichen Pose, in welcher der kleine Mann

— mit starker Hand, aus Norwegs Wäldern
Die höchste Tanne reißt und sie eintaucht
In des Atnas glühenden Schlund und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder

an die dunkle Himmelsdecke schreibt:

Agnes, ich liebe dich?

Die solcher Art schwärmen, scheinen nicht inne zu werden, daß sie damit einem gräulichen Unsinn verfallen. Wohl kann man mit allerlei Fehlern, ja Lastern behaftet und gleichwohl, ja gerade deshalb ein großer Künstler oder Dichter sein, vorausgesetzt, daß man zugleich eine starke, hochstrebende Natur ist. Wie aber aus der seelischen Niedrigkeit eines Menschen, der nie Zeit seines Lebens mit seinem Denken und Fühlen über die Region des Staubes hinausgekommen ist, Gestalten idealen Gepräges hervorzugehen vermögen, das werden uns, wenn überhaupt, vielleicht nur die alten Schachteln noch offenbaren können, die vor dem ungesundem Heineschen Liebesgedusel aus einem Krampf des Entzückens in den anderen fallen. Eine niedrige Natur — ein großer Mensch! Kann man auch Trauben von den Disteln lesen? Die alten Schachteln freilich wissen's — zu vereinen!

Indessen! welchen Schabernack diesem Witzbold seine Spöttereien in der Denkmalsfrage auch schon gespielt haben mögen und voraussichtlich immer spielen werden, es bleibt gleichwohl

wahr: gerade seine Satire ist es, die vergleichsweise noch den reinsten Genuß gewährt; und unser Dichter würde bei all' seiner sehr bedenklichen Eigenart gleichwohl als Satiriker zu einer der größten Zierden unserer und aller Kunst emporgewachsen sein, hätten sich eben seinem Wesen der Ernst und die Tiefe der Empfindung nicht nahezu gänzlich versagt. Denn die Eigenschaften, die in ihm vornehmlich wirkten, sein eigentliches, moralisches und geistiges Wesen ausmachten und beinahe ausschließlich in der Folge sein ganzes Dasein bestimmten, waren: Genußsucht, Eitelkeit, Nachsicht und der — Wit. Daneben vermochte er freilich auch mit den empfindsamsten Herzen noch um die Wette zu schwärmen, aber diese gelegentliche Schwärmerei für alles Gute, Schöne, Reine, Erhabene hat es wohl zu Worten, jedoch nie in ihm zu erheblichen Thaten gebracht. Als so Gestalteten hat ihn der letzte wie der erste Tag seiner Dichterlaufbahn gezeigt. Am leichtesten wiegt noch seine Eitelkeit. Er hat ehrlich geglaubt, daß dies schon den großen Dichter mache, erheuchelte Gefühle in die denkbar klingendsten Worte zu kleiden, aber er ist sich des ungeheuern Abstandes, der beispielsweise zwischen Göthe oder Shakespeare — und ihm besteht, wohl bewußt gewesen und hat solches in seinen klarsten Augenblicken auch ganz un verhohlen ausgesprochen. In seinem reichlichen Selbstlob liegt viel Schelmerei. Wenn er z. B. die Damen der Pariser Gasse, die Hortense, Clarisse, Angélique, Diane und viele andere noch um sich versammelt und dann tänzelnd die Saiten schlägt, um einem solchen Kreise von Sittsamkeit und Zucht kokett ein Preislied seiner Keuschheit vorzutrollern:

Schon knospet die Jugend, welche versteht
Des Dichters Stolz und Güte,
Und sich an seinem Herzen wärmt,
An seinem Sonnengemüte.

Mein Herz ist liebend wie das Licht
Und rein und keusch wie das Feuer;
Die edelsten Grazien haben gestimmt
Die Saiten meiner Leier —

so muß sich doch die Ironie hier selbst dem Dickfelligen empfindlich machen. Dafür tobt die Genuß- und Rachsucht übermächtig und ohne Erschlaffung bis zu seinem letzten Lebensstündlein in ihm; und nicht ohne Grauen vermag man im Romanzero — der übrigens die gehaltvollsten, in dem großen körperlichen Leiden, das ihn befallen, tiefer gefährdeten Proben seines dichterischen Könnens enthält, zu lesen: wie in der Phantasie dieses gelähmten Mannes, der kein Glied mehr zu regen vermag, dem das eine Auge ganz geschlossen, das andere nur noch zur Hälfte offen ist, alle Gestalten früherer Sinnelust bis zur aufstöhnenden Qual wieder lebendig werden. Und nicht minder entsetzlich offenbart sich sein Rachedurst. Von einem Schmerzenlager aus, auf dem er hoffnungslos dahinsiecht, und auf dem er für jede nächste Sekunde die Erlösung herbeisehnen sollte, findet er noch die schreckliche Energie zu folgenden Versen:

Nicht gedacht soll seiner werden!
 Nicht im Biede, nicht im Buße —
 Dunkler Hund, im dunkeln Grabe —
 Du verfaulst mit meinem Fluche.

Allein Lüsterheit und Haß haben mit ihm sterben müssen, und nur den Glanz seines unfehlbaren Witzes hat der Hauch der sonst so unerbittlichen Zeit nicht zu trüben vermocht.

Es würde ausnehmend wenig Tiefblick verraten, wenn man angesichts Heine's, wie das so oft unverständigerweise geschieht, von ihm als von einer wahrhaft diabolischen Persönlichkeit, die vorwiegend ihre Lust nur am Bösen gehabt hätte, sprechen wollte. Nichts irriger als das! Heine war nicht im entferntesten eine böshafte Natur; er war im Gegenteil, moralisch genommen, gewöhnlich wie die ganze große gemeine Welt, dazu überwiegend gutmütig, ja verträglich, aber zugleich auch in allem, was seine Person und sein Dichten anbetraf, im äußersten Maße empfindlich. Daß er dies letztere als gewöhnlicher Mensch war, der immer einen schlagfertigen Witz zur Hand hatte: dieser Um-

Mauerhof, Dichterische Idole.

stand allein ist der Urgrund all' seiner sogenannten Schandthaten geworden. Eine vornehmere Natur hätte unter durchaus gleichen Bedingungen leicht und ganz ungezwungen jenes Maß gefunden, dem sich selbst die schärfste Abwehr, um noch schicklich zu bleiben, anbequemen muß: der gewöhnliche Mensch wird dagegen stets eines anständigen Maßes entbehren, und dies um so mehr, je selbstgefälliger er ist, und je völliger er der Menschenliebe ermangelt. Das letztere war Heine's Fall. Er vertrug es durchaus nicht, daß seine Verse getadelt wurden; und an seinen Freund Moser schrieb er gelegentlich: „ich habe nicht die Kraft, mir einen Bart wachsen und einen Judenmauschel nachrufen zu lassen“. Daß man beides gleichwohl zuweilen that, gerade das hat ihn zu seinen anrücklichsten Streichen verführt. Er war in allem nur gewöhnlich. Er ist zum Christentum aus rein äußerlichen Gründen übergetreten, und er hat, um vergnüglicher leben zu können, als Berichterstatter einer deutschen Zeitung von der französischen Regierung ein Jahresgehalt bezogen. Das erstere hat er oftmals um so bitterer bereut, als ihm der Wechsel des Bekenntnisses keinen Vorteil eintrug; und inbetreff des zweiten muß man einräumen, daß er niemals aus Anlaß dieses Geldes auch nur eine Zeile gegen die alte Heimat geschrieben hat: er hat so manches zugunsten der französischen Machthaber verschwiegen — aber wie viele hätten es unter ähnlichen Verhältnissen nicht weit schlimmer gemacht! Er fühlte sich außerstande, jemals für eine Idee zu dulden und zu entbehren, aber er war doch nicht unedel genug, sich der Gemeinheit schlechthin zu verkaufen. Wie oft hat man ihn nicht den größten Gefinnungslumpen gescholten: aber die meisten, die ihn so schmäheten, würden bei einer Prüfung wahrscheinlich noch tief unter ihm zu stehen kommen. Der gewöhnlichen Welt fehlt jedes Recht, auf ihn den ersten Stein zu werfen: denn die Gerechtigkeit verlangt es, zu bekennen, daß er zweifellos besser ist als seine schimpfenden Feinde von damals und jetzt, und daß er ungefähr gleichwertig mit seinen Freunden ist. Auch er log wie alle Welt

um ihn herum je nach Bedürfnis, aber es gereicht ihm zum wirklichen Ruhme, daß er — die schmachtenden Lieder ausgenommen — kaum je geheuchelt hat. Gewiß hat er häufig genug getändelt und schön gethan: aber das durchsichtige Spiel hätte höchstens noch Esel bethören dürfen. Er ist insofgedessen eine der durchsichtigsten Persönlichkeiten in unserer Literatur geworden. Zahllose Feinde sind ihm aus seiner Satire entstanden; und bedingungslos müssen jene Angriffe verurteilt werden, die er lediglich aus übler Laune gegen Personen richtete, die ihm Gutes erwiesen, und denen er Dank schuldete: aber im übrigen wird man wohl daran thun, eine vieldeutige Sache von mehr als einer Seite zu betrachten. Im Hinblick auf das literarische Deutschland hat Göthe einmal den Ausspruch gethan: unter den Deutschen wären Abneigung und Mißgunst doch recht zu Hause — und hat dazu noch bei einem anderen Anlasse das Verslein notiert:

Über's Niederträchtige
Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

In eine solche Gesellschaft nun trat der junge Heine: reichbegabt, ehrgeizig, witzig und als — Jude. Daß ihm sofort ein großer Erfolg lächelte, der bei den meisten anderen ausblieb, legte den Grund zu der Feindschaft und dem Haffe, den er seinerseits alsdann so überschwänglich zu erwidern verstand. Die Gemeinheit des literarischen Lebens kennen, und Heine entschuldigen müssen — ist eins. Denn es würde im höchsten Grade unbillig sein, hier zu vergessen, daß er beinahe nie der Angreifer gewesen. Er hat sich zuletzt fast mit aller Welt herumgebissen, aber nur nachdem er zuerst angefallen worden. In solcher Lage freilich suchte er mit einem Spürsinn ohnegleichen nur noch nach den giftigsten Pfeilen in seinem Köcher, um tödlich zu treffen und zu vernichten. Wo er entehrende Dinge nicht geradezu erfand, wird man ihm schwerlich beizukommen vermögen. Und man

muß bekennen: er selbst zwar ist zuweilen mit schweren Wunden, jedoch nie als Besiegter aus diesen Kämpfen hervorgegangen. So bedingungslos man auch die Richtung verurteilen muß, der er beispielsweise seiner Satire gegen Platen gegeben: die Ehrlichkeit verlangt es andererseits einzugestehen, daß es der vornehm, hoch und edelgeborene Graf war, der ihn als erster und ihn in seiner Abstammung auf das pöbelhafteste zu beschimpfen versuchte. Wer tadelt, hat vor allem die Pflicht gerecht zu sein; und wenn man an dieser Stelle Heine mit Recht die bittersten Dinge nachsagen darf — welche Ausdrücke ließen sich wohl dann noch finden, die das Verhalten seiner Verleger bei solchen Anlässen gebührend zu brandmarken verstünden? Im tiefsten Innern verletzt hat sich Heine in wenig rühmlicher Weise gerächt. Welches waren aber die Gründe, die seine Verleger, die Herren Campe und Cotta veranlassen konnten, jene Abscheulichkeiten zu drucken — und ihnen so die weiteste Öffentlichkeit zu sichern? Er litt und haßte, während diese in Erwartung des fürchterlichen Skandals, der daraufhin losbrechen mußte, und in der Aussicht auf ein gutes Geschäft sich schmunzelnd die Hände rieben. Doch nur ja einem jeden das Seine! Und noch ein anderes Moment darf hier nicht unberücksichtigt bleiben. Eine jede Satire nämlich hebt zweifellos stets von persönlichen Erfahrungen an. In einem der würdigsten Bücher der Welt, der Göttlichen Komödie Dante's wimmelt es von Erinnerungen dieser Art. Die Sprache des Italieners ist nicht minder rücksichtslos und unverhüllt als die des Deutschen: nur verliert sich in der Grundstimmung des italienischen Gedichts, das zum Teil die furchtbarste Anklage gegen die menschliche Gesellschaft enthält, alles Persönliche zur gleichgültigsten Nebensache, während gerade umgekehrt das letztere bei Heine vorherrscht und ausschließlich das Wesen seiner Kampfesart bestimmt. So erscheint jetzt, häufig genug, als unerhörte Frechheit, was sonst einen großen moralischen Mut bekundet hätte. Würde der deutsche Satiriker seine Pfeile gegen die Albernheiten, Nichtswürdigkeiten

und Laster unserer Erde mehr allgemein gerichtet haben, er hätte noch ganz andere Dinge sagen können, und er wäre gleichwohl gerechtfertigt gewesen, denn die Satire gegen die Erbärmlichkeit der Welt soll zügellos sein, oder sie bringt es zu keiner Wirkung: nur muß die Empfindung, aus der sie aufsteigt, ein moralischer Idealismus sein. So ausgerüstet wird auch der edelste Satiriker nicht minder schonungslos als Heine zu Werke gehen, aber die innere Würde, die ihn belebt, wird ihm auch genau die Grenzen abzustechen verstehen, innerhalb deren er sich bewegen darf. Dieser Idealismus und diese Würde gingen nun freilich Heine völlig ab. Und es ist dies nicht der unwesentlichste Zug in dem Bilde dieser literarischen Persönlichkeit, daß der schlechtthin bedeutungsvollste Mangel in ihrer Natur zugleich die Vorbedingung zu seinem glänzendsten dichterischen Vorzuge wurde. Denn nur einem so leichten und oberflächlichen Wesen wie dem feinen war es auf Grund des vollkommensten sprachlichen Feingefühles möglich, dem Worte jene schwebende Leichtigkeit und lustige Grazie zu geben, wie sie ähnlich vielleicht in keiner Literatur der Welt wieder anzutreffen ist. Er mag das Ungeheuerlichste versuchen, und es gerät nie plump. Nicht ohne Grund hat man ihn darum auch den „ungezogenen Liebling der Grazien“ nennen dürfen. Aber diese bezauberndste Nichtigkeit war nur zu erreichen mit einem flachen Sinn. Mehr Schwere der Empfindung, und die Libelle hätte eine festere Gestalt annehmen müssen: sie hätte damit unzweifelhaft an gediegener Schönheit gewonnen, aber darüber auch ihre lustbeschwingte Anmut eingebüßt.

Einen echten dichterischen Wert erreicht Heine vorwiegend nur in dem engeren Kreise einer mehr persönlichen Satire.

Auch dem Dichter der Liebe mußte natürlich der seltene Reiz des Äußeren verbleiben — und wahrhaft erstaunlich ist dabei der Reichthum der Phantasie, die hier dem Spiele des Verstandes ein und dasselbe Motiv in tausenderlei Gestalten reicht: aber auf den seelischen Gehalt hin geprüft ist Heine in solchen Gedichten fast ausschließlich empfindsam, insofgedessen allzu häufig

platt oder gar sinnlos, und nur in ganz seltenen Fällen in der Empfindung gesund, gedanklich vernünftig und lebenswarm. Er gehört ganz und gar der Kunstindustrie an, deren vornehmster Vertreter er in gewissem Sinne ist; und unüberbrückbar ist die Kluft, die ihn von der eigentlichen echten Poesie, der naiven Dichtung trennt: seinen Namen und den Göthe's sollte man nie in einem Atem auszusprechen versuchen.

Der Schaden, den sein ungesundes, romantisches Wesen und die darin wurzelnde Scharlatanerie seiner Kunst in der Gesellschaft angerichtet haben, ist unberechenbar, und das Ende dieser Wirkung noch gar nicht abzusehen. Er steht durchaus außerhalb der wahren Poesie: innerhalb der deutschen Literatur hingegen wird er stets eine der glänzendsten Erscheinungen bleiben.

Der Kaltfinn, wie er uns in Heinrich Heine erschienen, ist zu allen Zeiten der gleiche, denn er ist eben nichts anderes als das unabänderliche Wesen einer leidenschaftslosen, naturentarteten Gesellschaft; nur in seinen Lebensäußerungen wird er gelegentlich verschieden sein — je nach der wechselnden Gesittung, die ihm das allmähliche Wirken der Ideale langsam aufnötigt. Heine und Horaz sind beispielsweise wesentlich dieselben: hätten beide mit den Jahrhunderten tauschen können, so würde jeder von ihnen des andern Platz vollkommen ausgefüllt haben.

Wenn der Kaltfinn, von einem großen metrischen Geschicke unterstützt, sich einen Platz in der Poesie zu erringen versucht, so wird der eine mit seiner Empfindsamkeit vornehmlich die Frauen, der andere in der Verständigkeit mehr die Männer umwerben, denn die Welt im großen enthält gleich viel von beiden: derselbe wird also darauf bedacht sein müssen, sich für Empfindung oder Lebensweisheit auszugeben; und Gründe der Zweckmäßigkeit werden ihn wählen lassen. Kein innerer Drang wird hierbei bestimmen und entscheiden, lediglich die Eitelkeit und die Nahrungsforge. Eine dichterische Erscheinung wie die Heinrich Heine's ist für jede Epoche des hellenischen Altertums völlig undenkbar: denn kein Mensch hätte sich dazumal auch nur eine halbe Vor-

stellung von dieser — flehenden Liebespein eines männlichen Geschöpfes zu machen verstanden; und ebensowenig hätte Horaz mit seinem strammen Egoismus in ein christliches Zeitalter gepaßt. Allerdings liebte man auch in Rom und Athen, aber man that dies ohne Umschweif und so natürlich wie möglich: man hätte Seine ganz allgemein schlechtweg für wahnsinnig gehalten. Und ebenso ist der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts selbstüchtig wie der Römer unter seinen Cäsaren, nur muß er es weniger offen treiben: eine so unerschrockene Lebensausnutzung wie diejenige des Horaz würde bei einem modernen Menschen für gottlos gelten. Die Zeiten haben sich geändert; mit diesen oder besser vor diesen noch die Ideen, die mit vernehmbarer Flügelschläge unsere Häupter umkreisen: aber jenes alte Geschlecht war naiver, und die Gesellschaft von heute ist durchgehends verlogen. Eine tiefsinnigere Weltanschauung und die völlig veränderte Stellung der Frauen in der nachchristlichen Zeit zeichnen dem Dichterling unserer Tage genau den Weg vor, den er gehen muß, um sich erfolgreich nähren zu können: er muß empfindsam sein, obschon er am liebsten mit dem Lateiner gemeinsame Sache machte und gleich diesem seine Pläne. — die kurze Spanne des Erdenlebens recht gründlich im Genusse auszunutzen — in Versen niederlegen möchte. Da die Gegenwart aber ein solches Bekenntnis als höchst unmoralisch verurteilt, so dürfte selbst der ärgste Sünder sich scheuen, für so — verständig gehalten zu werden, obschon beinahe jedermann dies ist. Denn die Gesellschaft ist weit über Mehrzahl kaltfinnig; und wenn so, dann im moralischen Sinne auch nur noch verständig. Wer ohne Leidenschaft ist, regelt ganz natürlich sein Leben lediglich mit dem bloßen Verstande; alles, was er thut, bestimmt daher nicht mehr die Seele, sondern einzig seine Leiblichkeit: so handelt er denn verständig — und dies ist der Egoismus in seiner schamlosesten Gestalt. Kaltfinn, Verständigkeit und Selbstsucht sind drei Ausdrücke für ein und denselben sittlichen Begriff. Der Kaltfinnige, der Verständige sucht nur sich. Das Christentum

freilich gebietet das Gegentheil und schilt den Egoismus gottlos. Seitdem thut derselbe heuchlerisch recht bieder und spielt sich selbstgefällig auf die — Verständigkeit hinaus, die heutzutage in den Augen der Welt bekanntlich die wahre menschliche Vollkommenheit bedeutet.

Ich kann mich dessen enthalten, das Loblied der Verständigkeit zu singen: tönt ihr doch, so lange und so weit die kluge Welt steht und reicht, Ruhm und Preis in allen Zungen. Auch verdient sie es! denn wonniglich gedeiht unter ihrem weisen Szepter alles, was sich aus freier Neigung zu ihrer hochflatternden Fahne sammelt. Wie es das schöne Maß ist, zu dem die Verständigen gelobend ihre Finger erheben, so breitet sich auch wie von selbst zu ihren Füßen die aurea mediocritas aus, auf deren ebenem Mittelwege sie, die Tasche voll Geld, so selbstzufrieden und lebensfroh zu wandeln verstehen. Da liegt kein Stein, an dem ihr Füßchen straucheln könnte: denn ihr Betragen läßt nie zu wünschen übrig. Wohin auch immer sonst eine offene oder geheime Neigung sie verleiten möchte, stets bleibt zuletzt Führerin eine Nase, die in unglaublicher Entfernung schon den saftigsten Bissen wittert: so giebt es denn kein Kreuz und Quer, keinen Schritt zurück oder beiseite — stets unentwegt vorwärts, bis sie es erreicht haben, und die Made im Specke sitzt. Dann heben wohl die Mütter ihre Säuglinge in die Höhe, um diesen den wackeren Mann mit dem schönen Einkommen zu zeigen und dabei inbrünstig zu beten: das eigene Kindlein möchte es jenem ja ähnlich machen. Wahrlich, ein frommer Wunsch! Denn sitzt die Made einmal im Speck, hat sie es über kurz oder lang — gewöhnlich über kurz — so weit gebracht, daß die eigene, werthe Leiblichkeit weniger durch Tüchtigkeit als Geschicklichkeit sicher und warm versorgt ist: wie genügsam sie dann zu leben versteht! so genügsam, daß es für die anderen, außerhalb des Fettes, geradezu beschämend ist. Und ist ihr gar erst wie dem Lateiner Horaz geglückt, den Speck auf einem nährenden Landgütchen in

duftigen Wein zu tunken und zu ihrer Maſt drei Sklaven in Bewegung zu ſetzen: ſo überkommt es ſie, als wäre ſie leiſthaftig Diogenes, ſtrecke ihren Kopf zur Tonne heraus und tränke — Sonne. So feinfühlig wird ſie mit der Zeit bei ſolcher Bedürfnisloſigkeit, daß ſie ſich ſogar zu entriüſten vermag, wenn ein anderer ſich gelegentlich von vier Dienern bei ſeinen Gelagen ſtopfen läßt; und iſt ſelbſt imſtande, in den eigenen ſchäumenden Wein bittere Tränen über den überhandnehmenden Luxus der Sitten zu weinen. Nur keinen Überfluß! immer nur ſoviel, wie man braucht — ja! ſo anſpruchslos, ſo weiſe ſind dieſe Verſtändigen, daß es in Wahrheit jedes ſinnige Herz bewegen muß. Darum thut es auch ſo wohl, ſie Moral predigen zu hören: haben ſie es doch an ſich ſelbſt erfahren, worin die wahre Weiſheit des Lebens beſteht, und wohin dieſe führt. Wenn ſie ſich am Abend vorher an Falerner ordentlich benegethan und der lieblichen Chloe oder Phillis auf duftigem Roſenlager ſchäfernd die Zeit vertrieben haben, fühlen ſie ſich am nächſten Morgen in ihren Lebensgeiſtern ſo angenehm geſchwächt, daß ſie nur noch gerade Kraft genug haben, ſchmetternd ihr *odi profanum!* zu rufen, was ihnen manchmal vielleicht nicht ganz leicht wird, dafür aber ihrer Umgebung immer ſehr heilſam ſein ſoll. Einmal in ſolcher Stimmung, anderen Menſchen Liebes zu erweiſen, geben ſie ſodann noch eine Lobrede auf die Ehe zum beſten, deren Heiligkeit vor ihnen um ſo geſicherter erſcheint, als ſie ſelbſt, ausgemachte Weiberſeinde die ſie ſind, ihre Damenbekanntſchaften auf der Straße — nicht-ächtend mit den Augenlidern zu grüßen pflegen. Und wie ſie zu raten verſtehen! nicht Räthſel, das wäre ihre ſchwache Seite; aber ihren Nebenmenſchen mit einem Rat zu helfen — dieſes mit der That zu thun, ſind ſie leider zumeiſt ganz außer ſtande, da ihnen das leidige Geſchick ſtets nur gerade ſoviel zugeworfen hat, um excluſivlich an ſich denken zu müſſen: auch iſt ja eine Hilfe, wie jedermann weiß, in ihren Folgen immer ſo unberechenbar, verſchlägt oft nichts, läßt keine Spuren zurück,

während ein jeder Ratschlag ein Schatz für das ganze Leben ist, der, wenn auch nicht heute, so doch morgen nützen kann — und wie könnten die Verständigen überhaupt auch anders als weise raten? Man möchte manchmal, und dies gerechterweise, aus einem Staunen in das andere fallen, wenn man vor der Weisheit solcher Verständigkeit steht. Sie haben dieserhalb keine Studien gemacht, keine Prüfungen bestanden, und doch reiht sich wohlgeordnet in ihrem Gehirn wie in einer Arzneibude ein Heilmittelchen neben das andere, um bei darbietender Gelegenheit seine Schuldigkeit zu thun. Da lassen sich denn mit hohem Interesse all' die glückverheißenden Namen lesen: Volk's Stimme — Gottes Stimme; man muß sich nach der Decke strecken; selbst ist der Mann; spare in der Zeit, so hast du in der Not; wenn die Not am größten, ist Gottes Hilf' am nächsten; mit den Wölfen muß man heulen; man muß den Mantel nach dem Wind tragen; wie man säet, wird man ernten; wer nicht hören will, muß fühlen; wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um; wem nicht zu raten, dem ist auch nicht zu helfen — und dergleichen schöne Inschriften mehr. Und man darf es sich wohl eingestehen: so sachkundig verstehen diese Verständigen immer den Krankheitsfall zu besprechen, daß ein jedes ihrer Sprüchlein auf den besondern Fall zumeist wie die Faust aufs Auge paßt. Nicht daß diese Wörtlein, mit Verstand gebraucht, auch ab und zu ihre gute, rechtschaffene Verwendung finden möchten, aber sie sind gleich Giften, die Vorsicht bedingen; ohne diese letztere werden sie zu einem Gebräu von Dummheit, Naseweisheit und Niederträchtigkeit, das die Kalttherzigkeit ihren natürlichen Feinden, den Unverständigen, zusammenrührt. Groß, wie er so als Ratgeber sein mag, noch größer ist er als Beispiel. Man muß ihn sehen, wenn er die Wetterfahne betrachtet, um je nachdem der Wind bläst, den Mantel um seine empfindlichen Glieder zu schlagen. Da die Behaglichkeit von eigenem Fleisch und Blut sein einziger Glaubensartikel ist, dem er von ganzem Vermögen anhängt, so ist er auch immer ahnungsvoll genug, um sich bei

Zeiten vor jedem Unwetter zu bergen. Er wird stets mit dem Strome, niemals gegen diesen schwimmen. Heute kämpft er für den Freistaat, und morgen wird er mit Pauken und Trommeten wetteifernd verkünden: daß Augustus der leibhaftige Zeus sei. Alle Überzeugungen sind ihm feil, die eine ausgenommen:

Freu' dich des Lebens,
So lang das Lämpchen glüht.

In diesem Glauben, sein Leben lediglich des Genusses halber empfangen zu haben, erschienen ihm Menschen und Dinge nur insofern von Bedeutung, als sie einen Beitrag zu seiner Selbstliebe liefern. Zuweilen überraschte er durch eine Art kameradschaftlichen Gefühls; aber es bleibt unentschieden, ob ihn dazu die Wonne, unter seinesgleichen zu sein, belebte, oder ob ihn auch hierbei wie zu allem anderen nur die schmutzige Berechnung trieb: unverkennbar und unüberwindlich dagegen ist die Abneigung, mit der er die unverständige, weil selbstlosere Menschenart durchgehends beehrt. Kein Schicksal dieser ist gewaltig genug, um auch nur eine Faser seines Herzens in Bewegung zu setzen: voller Zufriedenheit schweifen seine lachenden Augen über das Trümmersfeld des hehrsten Daseins; und als wäre er von einem quälenden Alp befreit, mit dem ihn die Gegenwart des höheren Wesens bedrückte, schlürft er aus den furchtbarsten Leiden und selbst der Vernichtung eines solchen die Genugthuung des befriedigten Widerwillens.

Die Empfindsamkeit wirkt komisch, die Verständigkeit tödlich. Nicht, daß diese letztere der Menschlichkeit gegenüber je auch nur zur Hälfte, geschweige denn ganz im Rechte verbleiben könnte — sie vermöchte solches immer nur in ihrem durchaus beschränkten Sinne — aber der Atem, den dieselbe über das blühende Leben der Empfindung haucht, hat etwas von der entseelenden Luft des Tartaros: ein jedes fühlende Geschöpf verstummt und flieht verzweifelnnd vor ihr wie vor der Umarmung des Todes. Nie findet sich in der Verständigkeit ein Wort, das

die Seele hebt: ausnahmslos trachtet ein jedes nach dem Staube. Es giebt ein Beiwort, in dem sich ihr ganzes Wesen vollinhaltlich enthüllt: niedrig!

Die Empfindsamkeit war Gefühlstäuschung, die Verständigkeit ist Lebenstrug: und der Inhalt der Poesie ist die Leidenschaft als Herzensdrang und Lebensweisheit. Die Empfindsamkeit wie die Verständigkeit sind beide halb dumm und halb verlogen. Die Empfindsamkeit spielt mit Gefühlen, die Verständigkeit hat sich auf Magime verlegt; bei beiden ist das Dichten eine Spielerei des Verstandes und eine Kunstübung in Versmaß und Reimerei: die Seele ist von allem ausgeschlossen. Selbst dem Stumpfsinne ist der Beweis dafür zum Greifen erbracht, sobald derselbe wahrnehmen kann, wie diese angeblichen Dichter das mühsam geschaffene Stimmungsbild nachträglich ironisch wieder auflösen. Wenn Heinrich Heine im See gespenst die Geliebte auf der ganzen Erde sucht, sie endlich auf dem Grunde des Meeres wiederfindet — sie, die Sommergeliebte, die Längstverlorene, die Endlichgefundene, ihr beteuert, sie nie wieder zu verlassen, und sich zu dem Zwecke mit ausgebreiteten Armen an ihre Brust stürzen will — so erfaßt ihn noch zur rechten Zeit der Kapitän beim Wein und ruft ärgerlich lachend:

Doktor, sind Sie des Teufels?

Ähnlich Horaz! Nachdem dieser in einer seiner Epoden:

Beatus ille, qui procul negotiis —

den Zauber des Landlebens und den Frieden der Genügsamkeit in den klangvollsten Versen besungen, heißt es zum Schlusse:

So sprach der Bucherer Alfius,
In seinem Geiste schon der rechte Ackerbauer:
Kassierte flugs all seine Gelder ein,
Um sie demnächst auf — Bucher auszuleihen.

In beiden Gedichten ist, wie ersichtlich, die geschilderte Empfindung nur ein Mittel im Dienste des Spottes; die Aus-

druckweisen des Gefühls, deren man sich dabei bedient, sind die der Überlieferung, die ein jeder hören, lernen und mit mehr oder minder Geschmac auch wieder von neuem verbrauchen kann: doch ist das sodann nicht Kunst, sondern nur Kunstfertigkeit, und nicht die Seele, sondern einzig der Verstand war dabei thätig. Die Satire ist ohne Zweifel auch in der Poesie am Platze, aber nur dort, wo die Unnatur der Gesellschaft verspottet wird: vornehmlich also in den größeren Formen der Posse oder der satirischen Erzählung. Daß die wirkliche, echte Natur sich selbst ironisch behandeln könnte, ist ein Ding der Unmöglichkeit: denn nur darum, weil es dieser bitter ernst ist mit ihrer Leidenschaft, und sie dieserhalb sogar leidet, greift sie zu dem Mittel der dichterischen Ausgestaltung, um so ihrem Drange wenigstens in dem geschaffenen Widerspiele zu genügen. Dem Wesen der Leidenschaft gleich muß aber unter allen Umständen das Gegenbild geraten, kann also jene nur bejahen, niemals jedoch lächelnd verneinen. Wo der umgekehrte Fall eintritt, hat eben der Witz seine Rechte geltend gemacht. Was die Leidenschaft nicht kann, nämlich sich selbst auslachen, das erlaubt sich dagegen mit ihr nur gar zu häufig der — Verständige. Ob nun solche Ironiker des Gefühls die Sache selbst oder vor ihr noch die Person in den Vordergrund des Spottes stellen, ist an sich ganz gleichgültig: denn immer bleibt der Beweis, daß sie spöttisch außerhalb der Empfindung standen und damit auch keine Dichter waren.

Wenn es schon der Empfindsamkeit versagt blieb, es je zu einer völlig geklärten, einheitlichen Stimmung zu bringen, um wieviel mehr wird sich dieser noch die Kunst entfremden müssen, die sich in allem, was sie unternimmt, vornehmlich auf Gemeinplätze beschränkt sieht. Die armjelige Klügelei eines trockenen Verstandes muß da mit allerlei Erinnerungen aus der Geschichte, Erdkunde, aus Götter- und Heldenjagen zu reicher Leiblichkeit aufgefüttert werden, so daß dem Versmacher in all' den Nöten, die ausreichende Nahrung aufzutreiben, zuletzt ganz evangelisch

wird, und die rechte Hand nicht mehr weiß, was die linke soeben noch packte.

Integer vitae scelerisque purus —

wer möchte bei diesem Anfange wohl auf den Gedanken geraten, daß der Gesang am Ende gleichjam zum Tugendpreise eines gefälligen Mädchens wird?

Wer in Unschuld und rein von Frevel lebt*),
Der bedarf nicht maurischer Speere und Bogen,
Noch eines Köchers voll giftgetränkter

Pfeile, o Fuskus:

Führte ihn auch durch gährende Syrten —

im Wasser dürften Pfeil und Bogen auch eher hinderlich sein!

Durch des Kaukasus unwirthbare Höhen,
Oder wo der sagenreiche Hydaspes die Fluren
Nezet, sein Weg.

Beneidenswerte Unschuld! eine jede Woge trägt sie, und selbst die hungrige Bestie frißt sie nicht! denn:

Als ich meine Lalage in Liedern pries,
Und von Sorgen frei in die Weite schweifste,
Floß mich ein Wolf im Sabinerwalde —

Ein solches Untier,

Wie es das kriegerische Daunien in seinen weiten
Forsten, noch das Land des Juba, der Löwen
Sengende Heimat, erzeugt — floß mich
Den Unbewehrten.

*) Die Schönheit des Horazischen Verses wird in der Übersetzung immer beeinträchtigt erscheinen, und sie geht sogar ganz verloren, sobald man sich bei der Übertragung an die antiken Maße hält. Diesen letzteren zeigt sich die deutsche Sprache so wenig gewachsen, daß ein derartig übersetzter Horaz gewöhnlich ein wahres Jammerbild von verrenktem Satz- und Gedankenbau ist. Um wenigstens eine erträgliche Vorstellung von dem Inhalt seiner Gedichte zu geben, wird man sich daher stets dazu verstehen müssen, den Zwang des originalen Versmaßes zu durchbrechen. Der sprachliche Reiz seiner Oden, der übrigens groß und unbestreitbar ist, würde sich nur völlig modern im Reime nachschaffen lassen.

(dankbar und schwärmerisch)

Sei's, wo es sei! umstarrt vom Eise,
Dort wo die Sommerluft keine Bäume erquickt,
An dem Weltraude, den nur spärlicher Nebel und
Regen beschwert —

Selbst mitten im sengenden Sonnenbrande,
Der noch keinem Menschen zu weilen erlaubte,
Werde ich immer Salage, ihr Geplauder, ihr
Lächeln lieben.

Sie hat es auch um ihn verdient! Wäre man aber trotz-
dem nicht versucht, diese Ode, ähnlich jener anderen: *Beatus ille*
— für einen gar nicht übel geratenen Spaß zu halten? Schon
das sinnlose Durcheinander, das alberne Übermaß der Phrase
sollte von vornherein jeden Glauben an Ernst ausschließen,
sprache für den letzteren nicht die Inbrunst, mit welcher vor-
nehmlich unsere gebildete Welt genau dieses Liedchen zu singen
pflegt. Aber wie dem auch sei! daß sich ein Mensch der antiken
Welt im Stande der Unschuld weiß, wenn er an eine Hetäre
denkt, ist gar nicht so wunderbar; daß aber die lernende Jugend
einem jeden Lehrer zum Abschied melodisch an die Seele legt,
sich ja nur, um ganz fromm und deshalb rachen-, speer-, feuer-,
wasserficher zu sein, bei dräuenden Gefahren in Gedanken an
eine Laura zu verlieren — das würde unglaublich scheinen,
wenn nicht eben dies gerade unsere Jugend thäte.

Nur nicht im Unglück den Gleichmut verloren!*)
Und lächelst dir wieder das Glück, so mächtige
Den Taumel überschäumender Freude,
O Dellius: denn du mußt sterben.

Ein wunderliches *memento mori*! Da hat unser schmuck-
loser Gellert einen ganz anderen Vorschlag zur Hand:

Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil' ich hin zum Grabe;
Und wie wenig ist's vielleicht,
Was ich noch zu leben habe?

*) *Aequam momento rebus in arduis* —

Denk', o Mensch, an deinen Tod!
Säume nicht, denn Eins ist not:

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen,
Das vor Gott dir Zeugnis giebt,
Wird dir deinen Tod verjüßen —

Wer hat das bessere getroffen? Ein ewiger Streit! Horaz sagt: du mußt sterben, darum erhalte dir immer ein gleichmütiges Wesen — warum? es klingt wie ein Rätsel! Gellert sagt: du mußt sterben, darum sei gut. Jedes für sich bedeutet eine Weltanschauung; und zwischen beiden liegt ein Abgrund. Wenn der Lateiner noch wenigstens geraten hätte: was auch immer geschehen mag, bleibe gefaßt, denn alles geht einmal vorüber — so wäre das, wenn auch eine Weisheit dritter Güte, doch zum wenigsten auf der Stelle verständlich. Aber! da du sterben mußt, so sei darauf bedacht, dir stets eine gleichmäßige Laune zu bewahren — ja warum? Das ist es! nur der Verstand des Verständigen kann hier das Dunkel heben; und unser trefflicher Horaz thut es schon in der dritten Strophe:

Dort wo die hohe Fichte der silbernen Pappel
Die Äste zu gastlichem Schatten reicht,
Wo in gewundenen Ufern der flüchtige Bach
Rauschend die hellen Gewässer treibt,
Dort schaffe Wein und Salben und Rosen hin!

Darum also! um genießen zu können, darfst du niemals den Gleichmut verlieren, sonst ist es nichts damit. Es stimmt, stimmt auffallend! Da hätten wir ja endlich die goldene Lebensregel der Verständigkeit, den Schluß aller ihrer Weisheit: weil du sterben mußt, so sei die Aufgabe deines Lebens der — Genuß. Es lassen sich solche Grundsätze heutzutage nur schwer lehren: aber man befolgt sie um so lieber und thut dies ganz aus eigenem Drange, seiner Eigenart und seiner Lebensauffassung gemäß. Haben die Voraussetzungen des bloßen Verstandes volles Recht, so ist auch eine jede verständige Folgerung fürderhin

unanfechtbar; und der Streit um die Wahrheit hat ein Ende. Man vermag sodann nichts mehr, als das Bekenntnis zu verzeichnen und dasselbe darauf in Thaten und Wirkung zu beleuchten. Sobald dies geschieht, wird man finden, daß jener Horazische Satz zugleich den Inhalt aller nur erdenklichen Erbärmlichkeit bedeutet, wogegen sein Gegenteil, das Wort Gellert's: sei gut, denn du mußt sterben — den Aufstiege zur höheren Menschlichkeit vermittelt. Die verständige wie die seelische Welt — eine jede von ihnen hat ihren eigenen Lauf, und es ist vergeblich, sie in fremde Bahnen lenken zu wollen: sie vermischen sich so wenig wie Feuer und Wasser. Beide sind unveränderlich: das soll man wissen; desgleichen aber auch, welche von beiden das reinere Element ist.

Am besten fährst du, Licinius, im Leben*),
Wenn du weder zu eifrig die hohe See,
Noch, aus Furcht vor Stürmen, das strandige
Ufer erstrebest.

Wer sich die goldene Mitte erkürt, bleibt vor dem
Schmutze verfallener Hütten ebenso
Sicher bewahrt, wie vor der kränkenden
Pracht der Paläste.

Hektiger schwankt im Winde die hohe Fichte,
Schwerer stürzt der Turm in die Tiefe nieder,
Und des Himmels Feuer spaltet am frühesten den
Gipfel der Berge.

Es hoffet im Unglück, es fürchtet im Glück
Ein weiser Sinn des Geschickes Wandel:
Auch den trozigsten Winter besiegt das Wehen der
Frühlingslüfte.

Was uns heute ängstigt, kann morgen vergehen,
Nicht immer spannet Apollo die Sehne! häufig
Erwecket er auch die schlummernde Saite zu
Süßem Gesange.

*) Rectius vives, Licini, neque altum —

In Trübsal zeige dich voller Mut
 Und unerschrockenen Geistes: doch raffe,
 Erhebt sich ein gar zu dringender Wind,
 Flug die Segel.

Diese Ode gilt als das non plus ultra der Horazischen Kunst! Die Feinschmecker der — Verständigkeit zum wenigsten pflegen sich nach einer solchen Mahlzeit noch lange darnach die Lippen zu lecken. Indessen! sie ist wertlos: obgleich sie sich von den meisten anderen ihresgleichen darin vorteilhaft unterscheidet, daß der geschichtliche Gedächtnisraum fast ganz fern geblieben ist. Einige kleinere, mehr nach anakreontischem Muster gefertigte Frühlings-, Liebes- und Trinkgedichte sind in ihrer graziosen Anspruchslosigkeit die weitaus gelungensten Erzeugnisse des Lateiners — doch eben hier ist er anspruchsvoll: er will nicht mehr bloß tändeln und genießen, sondern lehren; und sobald die aurea mediocritas zur Verhandlung gelangt, ist die klassisch gebildete Gesellschaft eitel Bewunderung und Lächeln. Das sei so recht eine von jenen unvergänglichen Herrlichkeiten, in denen sich eine goldene Lebensmaxime an die andere reihe, so daß sich gleich ein ganzes Duzend neuer Gedichte auf diesen anfertigen ließe: und die so Verzückten scheinen gar keine Ahnung davon zu haben, daß dieser angebliche Reichtum der schwerste Vorwurf gegen den Dichter, sein wirkliches Armutzeugnis ist; und daß sich noch dazu hinter den wohl lautenden Weisungen zur Mäßigkeit, Weisheit, Unerschrockenheit und Vorsicht nur ein Gemengsel von Dummheit und Nichtswürdigkeit verbirgt. Horaz giebt einem anderen gute Ratschläge mit auf den Weg; und die Verständigen sind niemals in einer gehobeneren Stimmung, als wenn sie mitraten dürfen: weil sich dabei zugleich immer Gelegenheit findet, mit einem Paukenschlag an die eigene Brust die allgemeine Aufmerksamkeit auch auf ihre ganz besondere Tüchtigkeit hin zu lenken. Das soll ausnehmend wohlthwendig sein. Nun also! Der Inhalt jener Horazischen Ode ist: sei maßvoll, weise, unerschrocken, vorsichtig — diese vier Artikel werden darin verarbeitet.

Sei maßvoll! ein ausgezeichnetes Wort, so lange man an die Lebensverrichtungen der tierischen Ordnung denkt: sei mäßig beim Essen, Trinken, Schlafen und anderen Dingen deiner Leiblichkeit! aber diese sind hier nicht gemeint, wie leicht aus der Bilderjagd, die zur Veranschaulichung des Gedankens veranstaltet wird, zu entnehmen ist, sondern ausschließlich die menschlicheren der Seele und des Geistes — und sofort trübt sich die Aussicht; und am schlimmsten hapert's, wenn man die Anweisung auf das rein moralische Gebiet verpflanzt. Sei maßvoll in der Ausübung der Tugend! sei maßvoll in der Hingabe an das Laster! Nun kennen aber Laster wie Tugend immer nur ein Maß, ihr Maß: man bleibt bis zur letzten Silbe wahr, oder man hat gelogen; es giebt keine halbe oder dreiviertel, es giebt stets nur eine ganze Wahrheit, und selbst die kleinste Abweichung von dieser ist Lüge; und es ist im moralischen Sinne völlig gleichwertig, ob die Unwahrheit einer Krone oder einer Küchenschürze halber gesprochen wurde. Die Menschen lügen überhaupt zumeist nur aus Rücksicht für sich; und der Vorschlag, mäßig sowohl mit der Lüge wie mit der Wahrheit umzugehen, käme auf die sittliche Ungeheuerlichkeit heraus: lüge, so oft es dir oder den Freunden nützt — und niemandem schadet, kann man nicht mehr hinzusetzen, weil bei den menschlichen Beziehungen zu einander des einen unrechtmäßiger Nutzen des anderen Schade sein muß. Der niedliche Leibspruch eines sattelfesten Egoismus! Du sollst gerecht sein, doch siehe dich vor! Wieso sich vorsehen? Du wirst doch nicht gerecht sein wollen, wenn es dir schadet? Das wäre die Mäßigkeit in rein moralischer Beziehung! Gönnen wir uns dazu ein paar Gedanken über die lediglich schaffende Natur des Menschen. Im Grunde hat ein jeder von uns, seinen natürlichen Kräften gemäß, eine Aufgabe zu erfüllen; dementsprechend, was er innerlich ist, muß er. Es ist albern zu verlangen: Julius Cäsar hätte Augustus sein müssen, und Alkibiades wie Sokrates leben sollen; das hieße völlig die Kraft der Leidenschaft und die Unabänderlichkeit des Charakters verkennen; ein jeder thut schließ-

lich, was er soll; Ratschläge in dieser Beziehung sind überflüssig, und weil dies, darum auch einfältig. Man vermöchte allenfalls die Wege zum Ziele zu beraten, aber der Drang der Natur lehnt sich wesentlich gegen jeden Einfluß auf. Was würde übrigens aus den Errungenschaften der Menschlichkeit geworden sein, wenn es nicht ab und zu auch solche gegeben hätte, die mit ihren Händen selbst bis in die Gestirne griffen? Und heißt das nicht, in seinem Leben gut gefahren sein — freilich in einem etwas höheren Sinne, als den Horaz je begriff — wenn man Millionen von Menschen ein unvergängliches Vermächtnis des Trostes hinterläßt, obwohl man dafür am Kreuze büßen mußte? Für den Lateiner war das allerdings der Gipfel der Narrheit! Die Bewunderer dieser Horazischen aurea mediocritas werden sich also gefallen lassen müssen, daß man sie für ebenso unmoralisch, wie einfältig und niedrig halten darf.

Sei weise! Wie das? Indem du im Unglücke hoffest und im Glücke fürchtest! Auch das ist wiederum ein Rat, den man sparen kann; denn ein jeder wird es mit der Hoffnung und der Furcht halten, wie es ihm gerade ansteht. Außerdem giebt es ein gutes deutsches Sprichwort, eines der wenigen, die alle Proben aushalten:

Hoffen und harren
Macht manchen zum Narren —

und genarrt zu werden, kann unmöglich Weisheit bedeuten. Sich im Glücke auf einen Wechsel vorzusehen, möchte schon besser erscheinen; aber es passiert so vieles im Leben, woran jede Voraussicht, auch mit dem vollen Willen des Vorsichtigen selbst, wofern dieser nicht eine Bestie ist, zu schanden werden muß: man würde also auch hier zum besten gehalten werden. Dieser halben Narrheit gegenüber scheint mir doch ein anderes Wort eine ganze Weisheit zu enthalten, und dieses heißt: bereit sein, ist alles! Das ist Weisheit! aber auch diese wäre keinem anzuraten; drei Jahrhunderte besteht der Spruch, und er hat noch

keinen befehrt: man gelangt dazu einzig aus eigenem Vermögen. Kein Narr der Hoffnung zu sein und keiner mehr der Furcht, sondern die Notwendigkeit seines Geschickes zu begreifen und das Kreuz, wenn es ein solches ist, mit stolzer Gleichgültigkeit auf die Schulter zu laden, das heißt und nur das: weise sein. Es sei genug! Zwar lehrt dieser Gesang einer angeblichen Lebensweisheit noch: sei unerschrocken! sei vorsichtig in jedem Falle! Aber auch dieser Rat ist ebenso abgeschmackt und überflüssig wie all' die übrigen. Hätte der römische Klugfoser schlechtweg, ohne die Maske des Weltweisen vorzustechen, das Loblied der Verständigkeit, was diese Ode in Wahrheit ist, gesungen, so würde man ihm ohne viel Umstände in allem Recht geben können. Zwar raten läßt sich auch hierbei nichts, schon darum nicht, weil sich bei einem Verständigen ja alles jenes ganz von selbst versteht; denn er selbst bedeutet schon von vornherein das Mittelmaß in jedweder Dinge, ist sich der Lebenszweck, den er einzig sucht, den er deshalb auch geraden Weges finden muß: er kann also nie in die Lage kommen, den Kopf zu verlieren. Da ist es denn freilich leicht: maßvoll, weise, unerschrocken und vorsichtig zu sein, und damit auch beinahe das Urbild der Verständigkeit zu erreichen — beinahe! denn wer dieses Ideal in seiner vollen Glorie sehen will, Klugschnaker und Angstmeier zugleich, der muß sich die letzten Züge noch aus der nächsten Ode holen:

Eichholz und dreifach starrendes Erz*)
 War jenes Brust, der auf zerbrechlichem Kiel
 Das wilde Meer als erster versuchte —
 Der die schwimmenden Ungetüme und die
 Steigende See trockenem Auges erschaute —
 Bergelblich schied durch den weiten Ozean
 In kluger Voraussicht Gott die unverträglichen
 Völker, wenn die Frevler trotzdem
 Im Floß die verbotenen Ufer besuchten —

*) Sic te diva potens Cypri —

Frechen Sinnes stahl des Iapetus
 Sohn den Menschen zulieb vom Olymp das Feuer;
 Hoch zum Äther hinauf wagte sich Dädalos
 Auf künstlich gefertigtem Flügelpaar —
 Und in den Acheron drang Hercules' Heldenwahn!
 Nichts erscheint den Sterblichen allzusteil:
 Selbst den Himmel erstrebt unsere Thorheit —

Nicht wahr? der Bierphilister, wie er leibt und lebt! wie er in seinem fettig glänzenden Felle hinter dem Seidel sitzt, die Völker und Könige zu richten! wie ein jedes Trachten über sein gemeines Maß ihm Grauen verursacht! wie er jeden von ganzer Seele haßt, der mehr ist als er und Höheres anstrebt! wie er endlich triumphiert, wenn es mit solchen Waghälften und Frevlern übel abläuft! Ist es nicht genug, für sich zu sorgen, Falerner zu trinken und Kanidia zu lieben? Welch ein Übermut, auch noch für andere und an anderes zu denken und selbst einen Kampf mit Göttern nicht zu scheuen! Wie dem Klugloser nur zu Mute geworden wäre, hätte er nach den Schiffen auch noch die Zeit der Dampfrosse, Kanonen und gar der Blitzableiter erlebt? Der Blitzableiter! die in der That den grollenden Zeus nötigen, seine Blitze dorthin zu lenken, wohin nicht er, sondern die Menschen es wollen — welche Gottlosigkeit! Einmal hatte der fromme Dichter gescholten:

Unsere Missethat gestattet es nicht,
 Daß der zürnende Gott dem Donner entsage —

und siehe da! jetzt: Zeus unter der Vormundschaft! Das geht doch über alles Maß! Hans Zagesuß würde gewiß jede Lust zum Leben verlieren, oder aus Ärger über solche Maßlosigkeit uns das Lied vom — beschränkten Unterthanenverstande singen. Ja, unser herrlicher Horaz würde seinen Beruf vollauf verstanden haben! In Gedichten, wie dieses letztere, zeigt der geistige Blick eine solche Stumpfheit, erscheint die Gemütsstimmung von so alberner Dumpsheit, daß man sich allen Ernstes fragen möchte: hat sich der Mann nicht vielleicht einen Spaß gemacht? Aber

es wird wohl voller Ernst sein, denn die Poesie der Verständigkeit ist stets von dieser Art.

Es gehört zu den wunderbarlichsten Dingen, welche die Erfahrung je geboten hat, daß den Erziehern der Jugend weit und breit gerade dieser Verküerstler mit seiner frivolen Genusssucht und seiner niedrigen Selbstsucht als das geeignetste Mittel gilt, den allen Eindrücken zugänglichsten, jugendlichen Sinn mit den Idealen des Lebens bekannt zu machen: diese Thatsache möchte schier unbegreiflich bleiben, würde man es jemals vergessen können, daß dieselbe auf unserer schönen Erde der Nachtfäure der Verständigkeit angehört, und daß die letztere und die Gesellschaft eben eins sind.

Es würde nach den bisherigen Untersuchungen einfach lächerlich sein, wollten wir uns des längeren bei der Erklärung aufhalten, daß glatte Verse und Reime noch kein Gedicht ausmachen. Ein etwaiger Sinn würde sich ja so ziemlich bei aller Versklerei herausklauben lassen — es sei denn, daß schlechtweg der Wahnsinn daran gearbeitet hätte. Aber wenn ein jeder Inhalt genügen könnte, dann müßte man es sich auch gefallen lassen, daß selbst die Genussregeln des — Großen Zumpt:

Die Weiber, Bäume, Städte, Land
Und Inseln weiblich sind benannt —

und dergleichen mehr, weil eine sinnvolle Keimerei, Dichtung wären.

Es ist ja richtig, daß es eine Unzahl von Gedichten giebt, die nicht einmal den Wert dieser Gedächtnisübung erreichen, weil sie, bloßes gereimtes Versgklingel, sogar des kärglichsten Nutzens entbehren. Doch! selbst wenn der Inhalt kein nichtiger mehr wäre, selbst wenn der angebliche Dichter das Bedeutungsvollste des Menschenlebens zum Gegenstande seines Liebes machte — so lange sich ihm die Wahrheit abhold zeigt, muß jeder seiner Versuche mißlingen, und seine Schöpfung ist keine Poesie. Wahr kann aber innerhalb der menschlichen Gesellschaft einzig nur noch die Leidenschaft erscheinen, und diese wird sich dichterisch

wiederum als unmittelbarste Naturempfindung und mittelbar als Lebensweisheit zu erkennen geben — ganz im Gegensatz zu dem Kaltfinne, der, äußerlich nachahmend, aus seiner inneren Leere die Lüge der Empfindsamkeit und der Verständigkeit erzeugt. Man kann daher in der Gegenwart, wenn man mit vollstem Verständnisse urteilt, nur von einer Dichtkunst der Natur und einem Kunstgewerbe der Gesellschaft sprechen: und das letztere ist erst nach jener möglich geworden. Denn die Leidenschaft erschuf, sich ihres Leides halber und um nicht der Verzweiflung zu verfallen, die Dichtung: daher kommt es auch, daß die Dichtkunst in ihrer frühesten Zeit ausschließlich naiven Charakters ist; die empfindsamen Artisten kamen nachher. Die Poesie ist seelisches, Tod und Leben einschließendes Bedürfnis; das Kunstgewerbe besten Falles reizvoller Zeitvertreib. Die ersten Dichter mußten darum, weil sie nur dem mächtigsten inneren Drange gehorchten, samt und sonders reine Natur sein; viel später erzeugte sodann die sogenannte Kultur und die sich mit ihr langweilende Gesellschaft das nachahmende Handwerk. Dieses vermochte zwar die Kunst in allem Erlernbaren, in der äußeren Form bis zur Vollkommenheit zu erreichen, aber das- selbe konnte in das schöngewirkte Gewand nur bergen, was seine Künstler selbst an Inhalt besaßen, und das war, deren seelischer Schwäche zufolge, eine entartete Natur. Das Kennzeichen einer echten Poesie wird unter allen Umständen das in sich ganz einige und im sprachlichen Ausdrucke durchweg sinnvolle Gefühl sein, das die Ufer des Liedes bis zum Rande füllt und so durch eine unwiderstehliche Stimmungsgewalt die niedertauchende Menschenwelt dauernd an seine klare Tiefe fesselt: während das Flußbett des Kaltfinnes, flach und getrübt, keine Seele zu verlocken und noch weniger in sich aufzunehmen vermag. Denn es ist eben der Fluch der Gefühlschwäche, in keiner Empfindung auszudauern, sondern unablässig von einer Lautheit in die andere zu taumeln, und endlich, um über die eigene Armllichkeit hinwegzutäuschen, oft genug die Blumen eines fremden Gartens

in der Dämmerung stehen zu müssen. So bemüht sich der schaffenseitige Kaltfinn: die lügnereiſche Empfindſamkeit als den Naturlaut der Empfindung und — die eigennützigte Verſtändigkeit für jene Weiſheit der Lebensbetrachtung auszugeben, die einzig aus dem Widerſtreite der Leidenschaften und dem Spiele dieſer letzteren gegen die ſie umgebende Welt erblühen kann.

Die Poeſie iſt die Kunſt der in Gedanken ausgeprägten Empfindungen. Selbſt das kleinſte Lied erhebt als erſte Vorbedingung zu ſeiner Entſtehung den Anſpruch, in einem aus irgend einer Empfindung heraus geborenen ſinnvollen Gedanken zu wurzeln. Es iſt darum auch thöricht, wie das ſo häufig geſchehen, von einer Gedankendichtung als etwas Beſonderem zu ſprechen und dabei dieſe in einen Gegenſatz zu Gedichten anderer Art — wohl gar zu ſolchen ohne Gedanken? zu verſetzen. Gedankendichtungen ſind ſie alle. Freilich muß dem Gedanken auch ſtets eine wirkliche Empfindung unter liegen. Man mag den Umſtand, daß $7 \times 7 = 49$ ſei, in noch ſo bezaubernde Worte kleiden — dieſe an ſich rein verſtandesmäßig gewonnene, höchſt trockene, wenn auch unumſtößliche Thatſache mag durch Verſ und Reim erhöhten Liebreiz erhalten, aber ſolches hat ganz und gar nichts mit der Poeſie zu ſchaffen, denn eine derartige Verſlerei iſt eben lediglich eine kurzweilige Spielerei des Witzes. Zum Inhalte eines echten Liedes taugen excluſiv in Gedanken umgeſetzte, mittelbare und unmittelbare Empfindungen. Eine ſolche Empfindung muß nachzuweiſen ſein, oder wir ſtehen vor einer bloßen Reimerei.

Wenn der Graf Moritz Strachwitz ſingt:

Wie gerne dir zu Füßen
Sing' ich mein tieſtes Lied,
Indeß das heil'ge Abendgold
Durchs Bogenfenſter ſieht.
Im Takte wogt dein ſchönes Haupt,
Dein Herz hört ſtille zu,
Ich aber falte die Hände
Und ſinge: wie ſchön biſt du!

Wie gerne dir zu Füßen
Schau ich in dein Gesicht!
Wie Mitleid hebt es d'rüber hin,
Dein Mitleid will ich nicht!
Ich weiß es wohl, du spielst mit mir,
Und dennoch sonder Ruh
Lieg' ich vor dir und singe,
Singe: wie schön bist du!

Wie gerne dir zu Füßen
Stürb' ich in stummer Qual!
Doch lieber möcht' ich springen empor
Und küssen dich tausendmal,
Möcht' küssen dich, ja küssen dich
Einen Tag lang immerzu
Und sinken hin und sterben
Und singen: wie schön bist du —

so ist das unmittelbare Empfindung, denn sie spiegelt den schlecht-
hin ersten Eindruck wieder, den die Seele des Sängers von der
sie umgebenden Außenwelt empfängt. Und dieses so gesungene
Wort ist der Naturlaut der Empfindung. Wenn dagegen Schiller
in den Göttern Griechenlands klagt:

Schöne Welt, wo bist du? kehre wieder,
Goldes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück —

oder in den Idealen:

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweicht.
Ach, allzu schnell, nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit!
Und immer stiller ward's und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg:
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg —

oder in dem Ideal und das Leben:

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
 Frei sein in des Todes Reichen,
 Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
 An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
 Des Genusses wandelbare Freuden
 Rächet schleunig der Begierde Flucht.
 Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
 Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
 Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
 Ewig sie des Orkus Pflicht —

so liegt all' dem ebensogut wie jenem kleinen Liebesgedichte eine echt leidenschaftliche Empfindung zugrunde — freilich keine unmittelbare, vielmehr eine dem Geiste des Sängers in einer unendlichen Reihe von seelischen Betrachtungen vermittelte: aber Empfindung in jedem Falle. In dem sinnvollen Abschlusse mannigfaltiger seelischer Erfahrungen entspringt so das Lied, das uns die Lebensweisheit zu singen versteht.

Es ist gewiß, daß auch nur eine Leidenschaft den Dichter, wosfern dieser ihr ganz allein in seinen Schöpfungen folgt, befähigen würde, zum wenigsten im Liede Unvergängliches zu leisten. Eine jede seelische Eigenschaft, die von der Art ist, nötigenfalls als Leidenschaft zu wirken, befähigt dazu im Vereine mit einigen mehr untergeordneten Gaben. Wenn Luther beispielsweise singt:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
 Ein' gute Wehr und Waffen;
 Er hilft uns frei aus aller Not,
 Die uns jetzt hat betroffen — —

Und wenn die Welt voll Teufel wär'!
 Und wollt' uns gar verschlingen:
 So fürchten wir uns nicht so sehr:
 Es soll uns doch gelingen.
 Der Fürst dieser Welt,
 Wie sau'r er sich stellt,

Thut er uns doch nichts;
Das macht, er ist gerichtet,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort, sie sollen lassen stahn!

so ist das ein Ton des Gottvertrauens, wie er nur dem leidenschaftlichsten Herzen gelingt. Gelecktere Verse ähnlichen Inhaltes sind ja seitdem massenhaft in die Welt gegangen, aber nicht einer derselben hat auch nur in weitem Abstände jene dröhnende Macht des Wortes zu erreichen vermocht, die in Wahrheit keinen Augenblick darüber in Zweifel läßt: stark genug zu sein, selbst die Feste des Satans zu überwinden. Und wie alle in ihrer besondern Zunge predigen — wohlverstanden! aber nur solche, die des heiligen Geistes voll sind, so entlockt dasselbe innig-fromme Gefühl dem Munde Uhland's jenen holden Gesang, der sich wie linder Balsam um eine jede Wunde und schon verzagende Seele legt:

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Welcher Art auch immer die einzelne Leidenschaft sein mag, die sich so im aushauchenden Worte küßt, nicht Schönheit, nicht Häßlichkeit, keine Vorliebe, keine Schätzung ist imstande, Werte an sich zu erhöhen und zu schmälern: ein jedes Lied ist vollkommen, sobald es sich der Tiefe entringt.

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort — —
Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch,

Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine festigsten Gedanken —
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

So Mar von Schenkendorf! Und ist es nicht ganz
die gleiche Leidenschaft, welche unsern alten Arndt treibt, Worte
zu sprechen, die wie die Donner des Himmels rollen?

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte — —
Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutsche, alle Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!

Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Welch' ein Unterschied in der Tonart ein und desselben
Gefühls! dort nichts als schwärmerische Hingebung und weiche
Zärtlichkeit — hier, wohl auch beides, aber in flammenden,
vernichtenden Zorn gerüstet. So mannigfach, je nach dem
Charakter des Dichters, wechseln die Laute einer gleichen Leiden-
schaft, daß wir die Arten ihres Ausdruckes füglich als tausend-
fältig verzeichnen dürfen. Es ist dabei völlig belanglos, ob die-
selbe sich unter Donner und Blitz, oder mit dem kühlen Hauche
des Westes ankündigt: genug! daß sie die Gewalt ihres Tones
auf dem Grund des Herzens gewann: so war sie ganz wahr,
und um eben dieser Wahrheit willen wird auch ihr Lied immer-
dar ein Höchstes sein.

Häufig genug wird die Wertschätzung eines Liederdichters
dadurch erschwert, daß sich derselbe abseits der eigenen Leiden-
schaft auch noch auf Gebieten zu versuchen strebte, die er nur
dem Hörensagen nach kennt. In einem solchen Falle erhält
man als ein Ganzes jene scheinbar widerspruchsvolle Erscheinung,

in der Kunst und Gewerbe sich unaufhörlich abwechseln: so daß man eben noch die Sprache des Genies zu vernehmen glaubte und diese auch wirklich vernahm, um gleich daneben in das langweilige Wort- und Bildergetümmel einer gekünstelten Empfindung hineinzugeraten. Immer nur wenigen ist es beschieden gewesen, daß eine jede Saite, die sie anschlügen, auch klang: und wenn man nach jenen Umschau halten wollte, deren Inneres so reich war, daß sie bei allem Wechsel der Gefühle nie das rechte Wort verfehlten; denen es gegeben war, nicht bloß über den Naturlaut der Leidenschaft, sondern auch über deren Gewinn, die Lebensweisheit, alles zu vermögen, so wird man, selbst den Großen weit voraus, Göthe, und immer nur ihn, nennen dürfen. Welcher Empfindung auch diese wundervolle Natur je Gehör und Sprache lieb, immer ist dieselbe in Stärke und Schönheit des Tones von berückender Gewalt: ähnliches hat man in den Grenzen des Liedes nicht wieder, nicht vor ihm, nicht nach ihm, erlebt. Von der elementarsten Regung der Sinnlichkeit bis hinauf zur Höhengrenze der Menschheit ist ihm alles, was er jemals im natürlichen Drange versuchte, in voller Meisterschaft gelungen:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen:
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen —

Wie hat sich das sinnliche Behagen am Leben urwüchsiger und zugleich bezaubernder angekündigt als es hier geschieht! Und dem gleich steht es mit der derbsten Liebeslust:

Und wenn ich sie dann fassen darf
Im luft'gen, deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz — —

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt:
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Es ist unmöglich in dem Sinnen-, Seelen- und Geistes-
leben dieses kraftstrotzenden Wesens alle Grade der Steigerung
an Beispielen zu durchlaufen: es hieße damit einen Band Ge-
dichte herausgeben; es muß genügen, auf die ersten und letzten
Sprossen zu verweisen:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd —

und daneben noch, immer nur im Abrisse:

— mit Göttern
Soll sich nicht messen
Jrgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen:
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde —

so hat man damit den Umfang einer Kunst gezogen, die groß
und umfassend wie das Universum ist. Und diese ganze, kaum
ermessliche Welt wird von einem Tone der Leidenschaft beseelt:
so gesund, so edel und auch in der Liebesempfindung noch
immer so keusch, daß er in seinem vollkommenen Liebreize einem
Klange aus Himmels Höhen gleicht.

Die dichterische Sprache Göthe's ist nicht, was die Welt für gewöhnlich schön nennt. Der blumige Ausdruck, der schwungvolle Stil, die zierlichen und schmückenden Beiwörter der Heine und Horaz sind ihr so gut wie fremd: sie ist im äußersten Maße einfach, völlig ungesucht und ungekünstelt — wie das Gefühl, das sie verkündet — bloße Natur: aber gerade darum von der seelischen Schönheit derart durchleuchtet und veredelt, daß der Prunk der Kunsstdichter ihr gegenüber gemein erscheint. Gleichviel was dieser Dichter auch sagen mag: immer ist es die naturreinste Empfindung, derer wir wie infolge des seltensten Zaubers gerade in dem Augenblicke gewahr zu werden vermeinen, in welchem der Kuß eines Gottes sie zum Leben weckte. Wie sich die Welt am holdesten verkündet, wenn die Sonne, bevor sie sich voll erhebt, ihren ersten goldigen Streif über die entgegenbangende Erde wirft, und auf einmal die schamhafte Natur entschleiert vor dem entzückten Auge des Schauenden liegt: so unentstellt von den Mängeln und dem Staube späterer Stunden, so taufrisch und in ewiger Jugend — lebt und beglückt das Göthesche Lied.



Die di
für gewöhn
schwungvolle
der Heine u
äußersten W
wie das Ge
darum von
veredelt, da
erscheint.
immer ist e
des seltenste
werden ver
Leben weckte
die Sonne,
Streif über
die schamha
Schauenden
Staubte spä
lebt und be

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

R	G	B	W	G	K	C	Y	M
○	○	○	○	○	●	○	○	○

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

die Welt
druck, der
Beiwörter
sie ist im
künstelt —
aber gerade
euchtet und
über gemein
agen mag:
wie infolge
gewahr zu
tes sie zum
ündet, wenn
en goldigen
auf einmal
n Auge des
n und dem
Zugend —

